



**Sich treu geblieben:** Ameisenforscher Wehner über den Wagemut des Wissenschaftlers ... **Seite 3**



**Gar nicht prúde:** Herausgeber Keller über Proust auf Deutsch ... **Seite 11**

DIE ZEITUNG DER UNIVERSITÄT ZÜRICH

# unijournal



Bild Daniel Schwartz/Lookat

**Klare Verhältnisse:** Es gibt verschiedene Wege, sich Drittmittel zu beschaffen. Der Umgang mit ihnen aber wird an der Universität Zürich neuerdings stärker geregelt. Für mehr Transparenz ... **Seite 5**

## Inhalt

### Aktuell

- 3 Benoist-Preis:** Interview mit Rüdiger Wehner  
**4 Übersetzungshilfe:** Datenbank «UniTerm»  
**5 Transparent:** Neue Regelung für Drittmittel  
**6 Müllproblem:** Streit um lauschigen Vorplatz  
**7 Osteuropahilfe:** Restaurierte Computer für Timisoara

### Wissen

- 8 Raucherlunge:** Horten-Zentrum untersucht Lebensqualität  
**9 Geld und Gewissen:** Was Bankiers leidet



- 10 Wiederentdeckt:** Musikalisches Verhalten  
**11 Proust auf Deutsch:** Interview mit Luzius Keller  
**24 Wissensfrage:** Tiere mit Kultur?

### Rückschau

- 14 Gender und Arbeitsmarkt:** Neue Berufe in Sicht  
**15 Ideen gefragt:** Anregungen für «Bologna» aus Schweden

### Porträt

- 17 Ruth Gattiker:** Hartnäckig und voller Wissbegier

### Studierende

- 18 Kunst und Karaoke:** Exkursion nach Taipei  
**19 Lebendiges Gericht:** Studierende in Thessaloniki

### Bauten

- 20 Neue Mietobjekte:** Swissairgebäude am Hirschengraben

### Alumni

- 23 Nicht für immer:** Wozu Alumni gut sind

### Service

Veranstaltungen 12/13, Vorschau 16, Neuberufungen 21, Dienste 22

# Orientierungskünstlerin

**Der Neurobiologe Rüdiger Wehner, Professor für Zoologie und Direktor des Zoologischen Instituts der Universität Zürich, hat den Marcel-Benoist-Preis 2002 erhalten. Als einer der herausragenden Biologen der Gegenwart hat der Preisträger mit Hilfe der Wüstenameise Grundmechanismen des Nervensystems erforscht, die auch zum Verständnis der Evolution des Gehirns höherer Organismen beitragen.**

VON SUSANNE HALLER-BREM

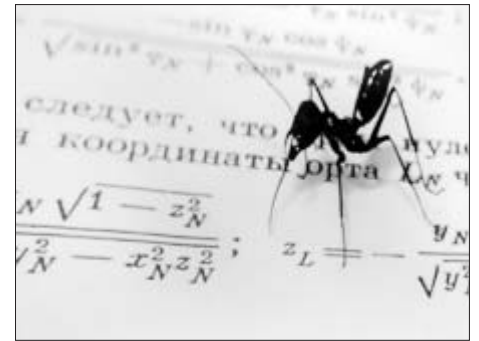
«Es war Zufall – und Liebe auf den ersten Blick», beschreibt Rüdiger Wehner, Professor für Zoologie und Direktor des Zoologischen Instituts der Universität Zürich, seine erste Begegnung mit der eleganten Wüstenameise der Gattung *Cataglyphis* vor mehr als dreissig Jahren. Nach seiner Promotion wollte sich Wehner eigentlich weiter den sinnesphysiologischen Studien der Bienen widmen. Doch dann traf er in der nordafrikanischen Wüste erstmals auf diese schlanken, langbeinigen Insekten, die ihn sofort faszinierten und seither seine Versuchstiere blieben.

Auf Beutesuche jagen die Wüstenameisen Hunderte von Metern weit über Sand-, Salz- und Schotterböden der Sahara. Nach geglücktem Fang finden sie gradlinig zu ihrem Ausgangspunkt, einer unscheinbaren Öffnung im Sandboden, zurück. In jahrzehntelanger, interdisziplinärer Feldarbeit in Tunesien und Laborarbeit in

Zürich ist es dem Team um Professor Wehner gelungen, den ausgeklügelten Orientierungssinn der Wüstenameisen zu entschlüsseln. So weiss man heute, dass Wüstenameisen über mehrere Navigationsmodule verfügen, die auf visuelle Reize wie Himmels- und Landmarken reagieren und Programme zur Entfernungsmessung einsetzen. «Wir hatten das Glück, dass sich die Wüstenameise als vorzüglicher Modellorganismus für die Navigationsforschung erwiesen hat», sagt Wehner. «Wir können die Läufe von Einzeltieren im offenen Gelände protokollieren, wo die Ameisen infolge der Futternäppigkeit grosse Wegstrecken zurücklegen müssen und daher von der Evolution auf hochkarätige Orientierungsweisen getrimmt worden sind.»

### Komplexe Lösungen

Das Wissen, wie ein winziges *Cataglyphis*-Gehirn (0,1 Milligramm Gewicht und einige hunderttausend Nervenzellen) äusserst komplexe visuelle Informationen wahrnehmen und verarbeiten kann, findet innerhalb der Biologie grosse Beachtung. Schliesslich hat sich in den letzten Jahren gezeigt, dass diese Modelle auch für die Erforschung der visuellen Stimulation bei Säugetieren taugen können. Die «Hardware» sei zwar bei Insekten und Säugern grundverschieden, aber «softwaremässig» gebe es vom Prinzip der Problemlösung her viele Gemeinsamkeiten, erklärt Wehner. Auch ausserhalb der Biologie interessiert man sich zunehmend für die Erkenntnisse der Zürcher Ameisenforscher. So hoffen Fachleute aus dem Bereich «Artificial Intelligence», man könne die Erkenntnisse der Ameisenforschung für die Ent-



Kompass im Kopf: Die Ameise *Cataglyphis* geht in der Wüste nicht verloren. (Bild zVg)

wicklung intelligenter Roboter nutzen.

Neben der Verhaltens- und Neurobiologie gilt Wehners spezielles Interesse der Ökologie und Evolutionsbiologie der Wüstenameisen. So möchte er mit einem internationalen Team herausfinden, ob unterschiedliche Habitate auch entsprechend unterschiedliche Navigationsleistungen zur Folge haben. Zudem geht Wehner der Frage nach, ob in anderen Extremwüsten der Erde, zum Beispiel in Südafrika oder Australien, andere Arten von Ameisen in ähnlicher Weise die ökologische Nische eines Hochleistungsnavigators besetzen. Erste Untersuchungen dazu hat der Neurobiologe im soeben zu Ende gegangenen Sabbatical durchgeführt.

### Etwas zurückgeben

Professor Wehner und seiner Frau, die ihn bei allen Forschungsreisen unterstützt (und auch arabisch spricht), ist es ein wichtiges Anliegen, jenen Ländern, in denen die Feldversuche durchgeführt werden, auch etwas zurückzugeben. Indem Wehner sein Wissen über die kulturellen, ökonomischen und sozialen Probleme dieser Gesellschaften zu uns trägt, hofft er, etwas zum besseren Verständnis verschiedener kultureller Welten beitragen zu können.

**Dr. Susanne Haller-Brem** ist Biologin und arbeitet als freie Wissenschaftsjournalistin.

# «Das freie Denken gewähren»

**Anlässlich** der Verleihung des Marcel-Benoist-Preises 2002 an Professor Rüdiger Wehner für seine Forschung zum Orientierungssinn der Wüstenameise *Cataglyphis* gab der Preisträger im Gespräch Auskunft über sein Selbstverständnis als Wissenschaftler.

VON SABINE WITT

*Herr Wehner, haben Sie geahnt, dass Sie den Benoist-Preis bekommen?*

Rüdiger Wehner: Ich fiel aus allen Wolken. Als ich den Anruf vom Kommissionsmitglied Kurt Wüthrich bekam, dachte ich zuerst: Um Himmels willen, jetzt wollen die mich schon wieder in irgendeiner Kommission haben.

*Walter Gehring hat den Balzan-Preis für seine Forschungen an einer Fliege erhalten, Sie für Ihre Arbeiten über eine Ameise. Weshalb schenkt man in letzter Zeit den kleinen Organismen so grosse Aufmerksamkeit?*

Die Biologietendenz in den letzten zwanzig Jahren verstärkt zur Beschäftigung mit Wirbeltieren, weil man den Bezug zur Humanmedizin suchte. Es hat aber auch Gruppen gegeben, die an «niederen» Tieren arbeiteten und zu Ergebnissen gekommen sind, die sich an dem viel komplexeren Organismus Wirbeltier nicht erzielen liessen. Jetzt bringen diese Leute, die ihrer Linie treu geblieben sind, die Früchte ein.

*Was freut Sie am meisten an der Ehrung?*

Mich freut, dass meine Art biologischer Forschung, die einen Organismus von verschiedenen Seiten betrachtet, gewürdigt wird. Das freut mich besonders für die jüngeren Forschenden, weil die Anerkennung zeigt, dass nicht nur Mainstream-Forschung honoriert wird. Es lohnt



Preisträger Rüdiger Wehner (Mitte) neben der Präsidentin der Marcel-Benoist-Stiftung, Bundesrätin Ruth Dreifuss (2.v.r.) (Bild cs)

sich auch, ein nicht etabliertes Gebiet zu betreten. In letzter Zeit habe ich den Eindruck, dass die Studenten weniger wagemutig sind.

*Denken sie bei Ihrer Forschung denn nie die Relevanz-Frage mit?*

Nie unmittelbar. Mich interessiert allein das Problem. Nach zwei bis drei Arbeiten zu einer bestimmten Fragestellung überlege ich wohl, wie ich mit meinen Ergebnissen Brücken zu anderen Disziplinen schlagen kann. Das würde ich aber nicht Anwendung nennen. Mir scheint bei der Arbeit vor allem wichtig, den gedanklichen Rahmen zu erweitern, in dem mein Forschungsgebiet steht. Anwendung heisst ja auch, andere Leute zum Denken anzuregen. Wenn das gelingt, kommt vielleicht an anderer Stelle ein Anwendungsbezug heraus. Das hängt oft vom Zufall ab. Man darf Forschung nicht linear sehen. Gedanken verhalten sich wie eine Amöbe, die sich in alle Richtungen ausbreitet. Und die Geschichte der kulturellen Entwicklungen zeigt, dass immer wieder genügend Anwendungsbezüge entstanden sind.

*Man sollte also weniger forcieren, dafür mehr anstossen?*

Das ist meine Meinung als überzeugter Grundlagenforscher. Wissenschaftler suchen von sich

aus Anknüpfungsmöglichkeiten, sobald sie es für ihre Wissenschaft brauchen. Natürlich muss man Technologiebezüge nachgehen. Aber fast immer haben Grundlagenwissenschaftler die Basis dazu gelegt. Deshalb sollte man das freie Denken auf allen Gebieten gewähren, auch auf solchen, die einem im Moment obskur erscheinen. Denn auch das gilt: Vom Elfenbeinturm aus sieht man sehr weit.

*Was halten Sie dann von Interdisziplinarität?*

Jeder Wissenschaftler muss auf seinem Gebiet festen Boden unter den Füßen haben. Nur dann kann er von seiner Bastion aus etwas in den interdisziplinären Diskurs einbringen. Manche Leute sind in der eigenen Disziplin vor lauter Interdisziplinarität gar nicht mehr sattelfest.

Aber es gibt auch innerhalb eines Gebietes eine Art Interdisziplinarität. So versuche ich mit meinen Mitarbeitern, den Organismus *Cataglyphis* unter verschiedenen biologischen Aspekten zu betrachten: Wir untersuchen die neurobiologischen Mechanismen des Wüsten Navigators *Cataglyphis*, sein ökologisches Umfeld, seine physiologischen Anpassungen – wie sich die Tiere unter den extremen Bedingungen in der Wüste überhaupt halten können – und auch seine Geschichte.

*Sie sind in einer geisteswissenschaftlich geprägten Umgebung aufgewachsen, haben Philosophie im Nebenfach studiert. Wirkt sich das auf Ihre Forschung aus?*

Sicher habe ich durch viele Diskussionen mit Geisteswissenschaftlern Anregungen erhalten, zum Beispiel zur Frage der Komplexität. Den Schaltplan eines Miniaturchirnes zu finden, ist illusorisch, er ist zu komplex. Auch wenn wir die kleinen Gehirne als neurophysiologische Maschinen betrachten, brauchen wir zusätzliche Ansatzpunkte aus der Neuroinformatik. Oft muss man die Elektrode beiseite legen und sich fragen, in welchem grösseren Zusammenhang das Verhalten dieses kleinen Navigators steht. Es gibt Konzepte, etwa aus den Kognitionswissenschaften oder der Künstlichen-Intelligenz-Forschung, die sich mit Komplexität befassen und helfen, Hypothesen zu formulieren, mit denen man dann wieder in der Neurophysiologie arbeiten kann. Diese anderen Wissenschaften haben mich sehr beflügelt.

*Wofür werden Sie nun das Preisgeld verwenden?*

In zweieinhalb Jahren trete ich offiziell in den Ruhestand und kann dann beim Nationalfonds keine Gesuche mehr stellen. Deshalb werde ich das Geld auf die hohe Kante legen, um mit diesem Benoist-Kredit die *Cataglyphis*-Forschung weiter zu betreiben.

*Haben Sie denn nach dreissig Jahren Beschäftigung noch Fragen zur Cataglyphis?*

Noch für mindestens dreissig weitere Jahre! Die Fragestellungen erweitern und vertiefen sich derart, dass heute die «*Cataglyphologie*» international mehr und mehr ausufert. Inzwischen haben sich drei weitere Forschungsgruppen gebildet, und das Gebiet hat sich so verbreitert, dass man kaum nachkommt, die Ergebnisse zu publizieren.

# Universität goes English

**Seit kurzem** gibt es die Terminologiedatenbank «UniTerm» auf der Homepage der Universität. Sie wurde entwickelt, um hochschulspezifische Begriffe einheitlich übersetzen zu können.

VON KATRIN ZÜGER

Die Universität Zürich präsentiert sich immer häufiger auf Englisch. So werden zum Beispiel die Akademischen Berichte – die Rechenschaftsberichte der Institute, Seminare, Kliniken und Kompetenzzentren – zum Teil auf Englisch verfasst. Den jährlich publizierten Forschungsbericht «unireport» gibt es seit zwei Jahren auch auf Englisch. Die Broschüre «The University of Zurich» wurde von Anfang an für ein englischsprachiges Publikum konzipiert, und nach und nach werden jetzt die Webseiten der Verwaltung und der Fakultäten ins Englische übersetzt.

Im Zuge dieser Arbeiten entstand der Wunsch nach einer Standardisierung der Begriffe. Deshalb entwickelte das Web-office der «unicommunication» zusammen mit dem Prorektorat Planung die Terminologiedatenbank «UniTerm». Seit Juli 2002 ist «UniTerm» auf dem Netz.

Ein erster Schritt in Richtung «UniTerm» erfolgte im Rahmen der Entwicklung der Broschüre «The University of Zurich». Auf-

grund der in der Broschüre vorkommenden Begriffe wurde ein Glossar zusammengestellt. Es enthält die Namen der Fakultäten sowie diejenigen Bezeichnungen leitender Gremien, die von der Universitätsleitung als verbindlich erklärt wurden – zum Beispiel Universitätsrat/Board of the University, Universitätsleitung/Executive Board of the University und Erweiterte Universitätsleitung/Extended Executive Board of the University. Weiter gibt es Auskunft über die englischen Bezeichnungen der Kompetenzzentren, der Spitäler, Museen und Bibliotheken sowie eine Reihe spezifischer Begriffe wie Chancengleichheit/equal opportunity, Berufung/apPOINTment, Oberassistent(in)/senior assistant, Dekan/dean, Privatdozent(in)/«Privatdozent» (Paraphrase: lecturer with postdoctoral university teaching qualification) oder Einwerbung von Drittmitteln/acquisition of external funds.

## Anregungen erwünscht

Mit der Terminologiedatenbank werden die Begriffe einem breiten Publikum zugänglich gemacht. Zukünftig soll die Datenbank aufgrund der Bedürfnisse der Fakultäten und Institute, der Verwaltung sowie der Übersetzerinnen und Übersetzer erweitert und durch französische Entsprechungen ergänzt werden. Anregungen werden gerne entgegengenommen.

### So funktioniert die Terminologiedatenbank «UniTerm»:

Suchen kann man nach Wortanfang oder nach einer Zeichenfolge auf Deutsch, Englisch oder Französisch. Unter «Hilfe» gibt es Erklärungen zu den Suchmöglichkeiten. Die komplette Liste der eingegebenen Begriffe erhält man, wenn das Suchfeld beim Starten der Suche leer gelassen wird. Die Suche kann eingeschränkt werden durch die Liste «Kategorien». So kann man sich zum Beispiel alle Kompetenzzentren anzeigen lassen.

Bei Gremien, Organisationseinheiten und Institutionen wie Spitätern, Museen, Bibliotheken wurde ein Link zu deren www-Adresse angebracht. Über die Funktion «Details» erhält man Informationen über mögliche Synonyme, die Quelle, auf die der Übersetzungsvorschlag zurückgeht, die für die Eingabe verantwortliche Person sowie das Eingabe-/Änderungsdatum.

Die Liste kann durch weitere Begriffe ergänzt werden. Die Vorschläge können online in ein Formular eingegeben und direkt an das Prorektorat Planung weitergeleitet werden. Dort werden die Angaben geprüft und durch «Details» ergänzt.  
www.unizh.ch/admin/planung/uniterm/



Ende des Begriffswirrwarrs: Beim Übersetzen von Begriffen hilft «UniTerm», die Terminologiedatenbank.

### Probleme beim Übersetzen.

Bei der Übersetzung der Broschüre «University of Zurich» ergaben sich zahlreiche Probleme, verschärft noch dadurch, dass verschiedene Übersetzerinnen und Übersetzer am Werk waren. So galt es zunächst zu entscheiden, ob britisches oder amerikanisches Englisch zum Zug kommen sollte – zwei Varietäten, die sich nicht nur phonetisch, sondern auch orthographisch, lexikalisch und grammatisch voneinander unterscheiden, wobei die Grenzen durchlässig sind und gegenseitige Einflüsse zu Nivellierungen führen. Man entschied sich schliesslich für die amerikanische Varietät.

Bekanntlich können sprachliche Ausdrücke auf unterschiedliche Weise in eine andere Sprache übersetzt werden. In vielen Fällen ist dies unproblematisch und unter dem Aspekt der stilistischen Varietät sogar erwünscht. Wenn es aber um Eigennamen und fachspezifische Begriffe geht, bedarf es einer gewissen Konstanz. So sollte zum Beispiel die «Theologische Fa-

kultät» in der Zielsprache möglichst immer gleich und nicht einmal als «Theological Faculty», ein andermal als «Faculty of Theology» oder als «Faculty of Divinity» auftreten. In grösseren Unternehmen gibt es deshalb spezielle Abteilungen, die eine Unternehmensterminologie entwickeln und auf deren Einhaltung achten.

Ein besonderes Problem bilden die sogenannten Realia – kulturspezifische Ausdrücke, zu denen es in einer anderen Kultur oft keine Entsprechungen gibt. Da sich die nationalen (und in der Schweiz auch die kantonalen) Bildungssysteme stark voneinander unterscheiden, ist mit lexikalischen Lücken und «falschen Freunden» zu rechnen: Eine amerikanische «high school» entspricht nicht der deutschen Hochschule, eine englische «public school» ist gerade das Gegenteil von einer öffentlichen Schule, nämlich eine elitäre Privatschule.

**Dr. Katrin Züger** ist Leiterin der Stabsstelle des Prorektorats Planung.

# Die Drittmittel werden transparenter

**Bisher konnten Professorinnen und Professoren selbständig Verträge für Drittmittel abschliessen. Ab dem 1. Januar 2003 gilt eine neue Regelung. Damit sind sie zwar nicht mehr frei, die Anstellungsbedingungen festzulegen, müssen aber auch die Mehrwertsteuer nicht mehr selber abrechnen.**

VON MARKUS BINDER

**Auf den ersten Blick** scheint die neue Regelung für Drittmittelverträge unspektakulär. Ab dem 1. Januar 2003 wird die Universität Zürich grundsätzlich bei allen Drittmittelverträgen als Vertragspartnerin auftreten. Das ist an allen anderen Schweizer Universitäten bereits der Fall. Gleichzeitig übernimmt sie die Abrechnung der Mehrwertsteuer und die Verwaltung der Konti. Damit ist die Rechtssicherheit erhöht, vor allem bei Haftungsfällen. Die Drittmittelgelder gehen ins Eigentum der Universität über, werden aber separat verwaltet. Damit ist auch für die Finanzkontrolle die Transparenz erhöht.

Bisher haben Professoren und Oberassistenten selbständig Verträge abgeschlossen, meist auf dem offiziellen Briefpapier der Universität. Wer aber rechtlich als Vertragspartner galt, war unklar. Wenn alles glatt lief, der Auftraggeber bezahlte und die Professorin oder der Professor die verlangte Leistung lieferte, war das auch egal. Doch, wie in jedem Grossbetrieb, lief eben nicht alles glatt. In einem Fall war der Geldgeber mit der Leistung nicht zufrieden und beklagte sich, in mehreren Fäl-

len konnte der Geldgeber nicht mehr bezahlen. Deshalb will die Universität nun rechtlich Klarheit schaffen, auch wenn die Problemfälle für die letzten fünf Jahre an einer Hand abgezählt werden können, wie Hans-Peter Wechsler, Leiter der Finanzabteilung, versichert.

## Einheitliche Entlohnung

Doch die neue Regelung ist nicht einfach eine kleine Umstellung in der Verwaltung und eine neue Dienstleistung der Universität für ihre Angestellten – Verwaltungsdirektor Peter Bless spricht von einem «fundamentalen Systemwechsel». Mit der neuen Regelung werden auf den 1. Januar 2004 auch alle Drittmittelangestellten zu den Bedingungen des Unipersonalreglements beschäftigt. Das heisst, die Freiheit des Professors, die Löhne seiner Projektangestellten frei festzulegen, wird nun eingeschränkt. Wissenschaftliche Mitarbeiter in Drittmittelprojekten können nicht mehr besser entlohnt werden, als es für die Assistierenden vorgegeben ist. Auch ist es nicht mehr möglich, den Lohn von Unibesoldeten mit Drittmitteln aufzubessern.

Zudem wird mit der neuen Regelung die Transparenz, wer wie viele Drittmittel besitzt, erhöht. Zwar kann auch weiterhin ein Professor nicht erfahren, wie viel sein Kollege hereinholt, denn die Konti werden vertraulich verwaltet. Der Institutsleiter hingegen hat Einsicht. Das heisst, Professoren können ihre Drittmittel nicht mehr verstecken, in der Angst, weniger vom allgemeinen Institutskuchen zu erhalten.

Einer, der über viele Drittmittel verfügt, ist Felix Gutzwiller, Professor für Sozial- und Präventivmedizin. Er beschäftigt mit rund zwei Millionen Franken pro Jahr 25 Angestell-



Einfach auf dem Geld hocken wird schwieriger. (Bild Pierre Thomé)

te, wobei hier Beiträge aus dem Nationalfonds eingerechnet sind. «Ich begrüsse die Regelung und erwarte von ihr eine Entlastung im Management der Drittmittel und der Mehrwertsteuerabrechnung.» Er hofft zugleich, dass die Wege in der Verwaltung nicht länger werden, vor allem für das Abschliessen von Verträgen. Seine Angestellten werden nicht mehr und nicht weniger verdienen, weil er sich auch bisher schon an die Anstellungsbedingungen der Universität gehalten hat. Jedoch wird neuerdings für die Einstufung in eine Lohnklasse die Arbeit in einem früheren Projekt fürs das nächste angerechnet. Bisher mussten auch langjährige Mitarbeiter bei jedem Projekt wieder bei Null beginnen.

Der Systemwechsel betrifft viele Angestellte: Die Uni hat 1500 so genannte Drittmittel-Besoldete, darin eingeschlossen sind all jene, die für ein Natio-

nalfondsprojekt arbeiten. 400 bis 450 Personen an der Universität führen rund 1600 Drittmittelkonti, also viele der 343 Professorinnen und Professoren haben mehrere auswärtige Auftraggeber.

## Neue Verträge nötig

Insgesamt stammen an der Universität rund 120 Millionen Franken jährlich aus Drittmitteln, davon 42 Millionen nicht aus dem Nationalfonds, sondern aus privater Hand oder aus Ämtern des Kantons oder des Bundes. Mit der neuen Regelung steigt der Aufwand für die Verwaltung. Mehrere hundert Verträge mit Angestellten müssen neu ausgehandelt und die Mutationen vorgenommen werden. Dafür wird in der Personalabteilung eine Stelle geschaffen. Eine zusätzliche Stelle wird es auch bei den Finanzen für die Abrechnung der Mehrwertsteuer und die Betreuung der Konti geben.

# Lauschiges Plätzchen mit Schattenseite

**Im vergangenen Sommer** wurde wegen des Mensa-Umbaus beim Haupteingang der Universität Zentrum eine lauschige Gartenwirtschaft eingerichtet. Einige Probleme bereitete im Versuchsbetrieb besonders der Abfall. Jetzt muss eine Lösung her.

VON LUKAS MÄDER

Die Stadt Zürich zeigt seine schönsten Seiten im Sommer. Neben dem See und den Freiluftkinos sind dies vor allem die Strassencafés an jeder Ecke. Diesen Sommer hatte auch die Universität etwas entsprechendes zu bieten. Auf dem Kiesplatz vor dem Hauptgebäude wurde unter den Bäumen eine lauschige Gartenwirtschaft eingerichtet. Dieser neue Ort – durch seine zentrale Lage als Treffpunkt prädestiniert – fand bei den Universitätsangehörigen Anklang: Freie Plätze gab es selten.

Zu verdanken war die Gartenwirtschaft dem Umbau der Mensa und der Tatkraft Raymond Bandles von der Abteilung Bauten und Räume. Da die Mensaterrassen diesen Sommer wegen Umbaus geschlossen waren, mussten die Verantwortlichen nach alternativen Platzangeboten suchen. Bandle wurde auf den Vorplatz des Hauptgebäudes aufmerksam gemacht und handelte: «Da wir zu wenig Sitzplätze hatten, sagte ich mir: Stellen wir dort Stühle auf!» Mit Alfred Kläger, Betriebsleiter der Mensa Zentrum, wurde abgesprochen, dass seine Mitarbeiter das Geschirr wegräumten. Der Sommer konnte kommen.

Doch mit dem Sommer und der regen Benutzung der Tische



Ganz nett hier, nur für den Müll ist niemand zuständig. (Bild Sabine Witt)

kamen auch die Probleme. Abfallkübel wie auch manchmal Aschenbecher waren rar, und die Tablett wurden nicht zum Rondell zurückgebracht. So blieb der Abfall oft liegen und das Geschirr stehen. Ausserdem beklagen sich die Gärtner über die Zigarettenstummel im Kies. Doch nicht nur Universitätsangehörige verhielten sich nachlässig: «Am Montagmorgen hatten wir regelrechte Abfallberge auf den Tischen. Es müssen dort übers Wochenende Parties stattgefunden haben», sagt Herbert Vogler, Leiter des Betriebsdienstes Zentrum, der zusammen mit seinen Mitarbeitern jeweils den Abfall wegräumen musste.

## Grundsätzlich dafür

Trotz der aufgetretenen Probleme im diesjährigen provisorischen Betrieb sind die Verantwortlichen der drei involvierten Seiten – Bauten und Räume, Betriebsdienst und Mensa – einem dauerhaften Betrieb gegenüber grundsätzlich positiv eingestellt. Es wird jedoch eine klare Aufgabenverteilung verlangt. «Wir vom Betriebsdienst übernehmen unseren Teil; das muss jedoch abgesprochen sein», sagt Vogler. Etwas zurückhaltender

gibt sich Kläger: «Wir von der Mensa machen mit, wenn die zuständigen Stellen die Gartenwirtschaft wollen.» Seiner Meinung nach sollte überlegt werden, ob der Kies durch einen anderen Bodenbelag ersetzt werden kann. Das Problem der Zigarettenstummel im Kies wäre damit entschärft. Auch könnten die Stühle und Tische abends oder zumindest am Wochenende zusammengestellt und angebunden werden – wie auch andernorts üblich.

Auch wenn das sommerliche Platzproblem durch den Abschluss des Mensa-Umbaus nicht mehr besteht, wäre die definitive Nutzung des Platzes vor dem Hauptgebäude wünschenswert. So bietet der Kiesplatz unter den Bäumen mit dem Kollegengebäude im Hintergrund ein einmaliges Ambiente. Auch wäre damit das Mauerblümchendasein des zentralen universitären Platzes, auf dem die täglichen Studentenströme zusammenkommen, beendet. Die organisatorischen Probleme sind lösbar, und die Universitätsangehörigen werden dies den Verantwortlichen mit reger Benutzung danken – im nächsten Sommer.

## EUL-SITZUNGEN

### Kritikschalter

■ **22. Oktober 2002.** *Problemorientierte Qualitätssicherung der Lehre.* Aufgrund eines früheren Antrags des Studierendenrates hatte die EUL die Lehrkommission mit einem Konzept beauftragt, das in kürzeren Zeiträumen als die alle sechs Jahre durchgeführte Evaluation wirksam ist. Die Lehrkommission schlug vor, die Fakultäten sollten Anlaufstellen («Reklamationsschalter») für die Lehrqualität bezeichnen, wo die Studierenden Kritik anbringen können. Die EUL hiess diesen Vorschlag gut und erteilte den Fakultäten einen entsprechenden Auftrag. Allerdings wurde betont, dass unzufriedene Studierende zuerst das Gespräch mit der Dozentin/dem Dozenten suchen sollten. Die EUL ist der Auffassung, dass über diese Massnahme hinaus ein umfassenderes Konzept nötig ist, und erteilte der Lehrkommission den Auftrag dazu.

■ **12. November 2002.** *Richtlinien für Rahmenpflichtenhefte.* Die Fakultäten haben Rahmenpflichtenhefte für Qualifikationsstellen zu entwickeln. Diese bedürfen der Genehmigung durch die EUL. Von der EUL erlassene Richtlinien sollen den Fakultäten die «Leitplanken» vorgeben. Im Auftrag der Universitätsleitung erarbeitete eine Untergruppe des Ausschusses Akademische Laufbahn einen Entwurf. Dieser wurde in die Vernehmlassung geschickt. Unter anderem ist im Entwurf vorgesehen, dass mindestens 40 Prozent der Arbeitszeit für die Forschung und höchstens 50 Prozent für die Lehre einzusetzen sind.

*Gleichstellungsverordnung.* Die neue Gleichstellungsverordnung wurde zuhanden des Universitätsrats verabschiedet.

*Gremienarbeit.* Dem Personal der Universität, das in gesamtuniversitäre Gremien und Kommissionen Einsitz nimmt, wird die Sitzungszeit als Arbeitszeit angerechnet. Die EUL empfiehlt den Fakultäten, ebenso zu verfahren.

Kurt Reimann, Generalsekretär

# Tonnenweise Computer für Rumänien

**Seit zwölf Jahren** bringt Professor Werner Reichart Lebensmittel, Computer und Bücher nach Rumänien. Mit seinem Engagement hat er nun auch zwei Studenten angesteckt. Die haben inzwischen selber Computermaterial an der Universität von Timisoara installiert.

VON MANUELA MOSER

**Andere gehen** in eine Firma und kopieren Blätter, Raphael Bianchi und Michele Luongo wählten für ihr dreimonatiges Praktikum in der Wirtschaftsinformatik eine sinnvollere Beschäftigung: Sie gründeten ein eigenes Projekt, die «Osteuropahilfe».

Die beiden Studenten hatten vom Physikprofessor Werner Reichart gehört, der seit Jahren Material für Rumänien sammelt. Diese Hilfe wollten sie um Computer, Soft- und Hardware erweitern. Ihre Mitstudierenden foppten sie anfänglich, sie würden sich ein leichtes Praktikum machen. Mitnichten. «Wir hatten am Anfang nichts als einen Kellerraum ohne Internetzugang und ohne Telefon.» Und die Zeit war knapp: Innerhalb von drei Monaten wollten sie möglichst viele ausgediente Geräte von Firmen und Privatleuten sammeln, testen, konfigurieren und nach Rumänien bringen.

## Zahlreiche Spenden

Die Studenten stiessen aber auf unerwartete Schwierigkeiten: Ein Anerkennungsschreiben von Bundesrat Deiss an sie ging verloren, und ein Securitas-Angestellter hielt sie gleich in der ersten Woche fest, als sie in ei-

**Manuela Moser** ist freie Journalistin.



Minimalausstattung: Serverraum der naturwissenschaftlichen Fakultät an der Universität Timisoara. (Bild zVg)

nem Büro in der Universität Irchel ausdrückten – «bei Informatikern denkt man gleich an Hacker». Raphael: «Niemand kannte uns im Gebäude. Wir waren nur zwei Studenten.» Aber zwei, die hartnäckig blieben. Sie schalteten eine eigene Homepage auf, kreierte einen Briefkopf, verschickten Mails an alle internen Adressen und bezogen einen neuen Arbeitsraum. Im ersten war es zu eng geworden: Mehr als die Hälfte aller 60 Briefe wurde beantwortet, 69 Computer gespendet, auch neues Material von der Firma Computexpress; hinzu kamen diverse Drucker, Monitore, Scanner, Kabel – insgesamt 4,5 Tonnen Material.

Zum Abschluss des dreimonatigen Projekts verbrachten Raphael und Michele sechs Tage an der rumänischen Universität in Timisoara – und waren erstaunt, dass die Studenten nicht ärmlich aussahen. Raphael: «Wir hatten extra unsere ältesten Kleider mitgenommen, doch alle waren gut angezogen.» Zu ihrem gelieferten Material indes stehen sie: «Kein

Schrott», betonen beide. Die Computer hätten nur in der Schweiz ihren «Lifecycle» überschritten – hier, wo alle «super Computer» besitzen, deren Kapazität sie gar nicht ausschöpfen. «Dabei kann man mit wenig sehr viel erreichen», wissen sie nach ihrer Erfahrung in Rumänien.

## Kein Geld vom Staat

Der eigentliche Initiator der Rumänienhilfe ist Professor Werner Reichart. Kurz nach der politischen Wende gründete er die «Hilfsaktion für Universitäten in Rumänien». Knapp 2000 Tonnen Material lieferte er seitdem an 20 Institute. Zusammen mit Hans Schmid, dem ehemaligen Leiter vom Ausstellungsdienst der Universität Zürich, und weiteren Helfern belädt er grosse Lastwagen mit Fachliteratur, Laborgeräten, Laboreinrichtungen und Möbeln. Heute sind Schmid und er pensioniert, doch unermüdlich machen sie weiter. «Denn die Not in Rumänien ist immer noch gross. Für die Ausbildung hat der Staat kein Geld», sagt Reichart. 40

Prozent der Bevölkerung leben unter der Armutsgrenze. Selbst frühere Professoren, aber auch Ärzte und Lehrer haben Renten, die nicht zum Leben reichen.

## «Rumänien ist out»

Allein in diesem Jahr fuhren 15 Lastwagen der Hilfsaktion nach Rumänien. Insgesamt 25 Mal hat Werner Reichart einen kleinen Transport selbst gefahren. Erst vor kurzem, als 70-jähriger Rentner. Dabei sei er damals so «hineingerutscht», als seine Frau jeden Monat Hilfspakete nach Rumänien schickte. «Wohin gehen diese Sachen eigentlich?», hatte er sie gefragt, und als die Grenzen sich öffneten, füllten die beiden kurz entschlossen ihr Auto mit Lebensmitteln und fuhren nach Rumänien. Was sie vorfanden, waren Menschen in Not – die Hilfsaktion war ins Leben gerufen. Doch heute sei es schwieriger geworden, Verständnis zu finden: «Rumänien ist out.» Ein rumänischer Junge habe ihn gefragt: «Und Sie, Herr Reichart, werden Sie jetzt auch müde?» Nein, müde sei er nicht. Aber helfen alleine genüge nicht mehr. «Es braucht immer mehr Zeit für Kleinigkeiten, Nachkontrollen, ob das Material richtig aufgestellt und betreut ist.» Müde mache ihn aber, wenn er sehe, wie in der Schweiz «wertvolles Material blindlings entsorgt wird, selbst wenn das teurer ist, als anderen damit zu helfen.»

Ans Aufhören denken weder der Professor noch die Studenten. Michele und Raphael haben neue Kontakte geknüpft, dank ihnen betreut ein IT-Spezialist auf Kosten von Microsoft die Universität Timisoara. Und im Lager von Professor Reichart warten sechs Tonnen Bücher auf den Transport. Die Regale in Sibiu/Hermannstadt sind schon aufgestellt.

# Fragen zur Raucherlunge

**Am Horten-Zentrum** wird praxisrelevante Forschung gross geschrieben. Gerade läuft eine Studie zur Befindlichkeit von Patientinnen und Patienten mit Raucherlunge

VON MARITA FUCHS

**Viele Menschen** sind von der Chronic Obstructive Pulmonary Disease (COPD) betroffen. Inzwischen gehört die – im Volksmund auch Raucherlunge genannte – Krankheit zur fünfthäufigsten Todesursache weltweit. Menschen, die an dieser Krankheit leiden, haben in ihrem Alltag häufig grosse Schwierigkeiten, selbst einfache Dinge wie Treppensteigen zu bewältigen. Hier können Therapien nicht heilen, aber helfen. Eine Forschergruppe am Horten-Zentrum für praxisorientierte Forschung und Wissenstransfer der Universität Zürich beschäftigt sich unter der Leitung von Professor Johann Steurer (vorgestellt auf Seite 21) mit Therapieerfolgen bei COPD-Patienten. Dem Team liegt vor allem auch daran, die Erkenntnisse praktizierenden Ärztinnen und Ärzten zugänglich zu machen.

## Evidence Based Medicine

In den Räumen der Horten-Stiftung an der Bolleystrasse in Zürich arbeitet Dr. Milo Puhan an einem Projekt mit der Fragestellung: Kann man Therapieerfolge bei COPD-Patienten überhaupt messen? Seine Untersuchungen folgen dem Ansatz der Evidence Based Medicine.

Projektleiter Puhan erklärt: «Die durch den Tabakkonsum verursachte Zerstörung der Lunge kann nicht rückgängig gemacht werden. Die einzig wirksame Massnahme zur Verhinderung des Fortschreitens der COPD ist ein Stopp des Nikotinkonsums. Es sind noch keine



Entwickelt zu Therapieerfolgen bei Raucherlunge Fragebögen, die auch praktizierende Ärztinnen und Ärzte verwenden können: Dr. Milo Puhan (Bild Marita Fuchs)

wirksamen Medikamente entwickelt.» Als nichtmedikamentöse Intervention gebe es die pulmonale Rehabilitation, eine multidisziplinäre Therapie, die körperliches Training mit dem Patienten sowie Beratungen beinhaltet, etwa Ernährungsberatung. Ziel dieser Therapie ist vor allem die Verbesserung der Lebensqualität.

## Amerikanischer Fragebogen

Professor Gordon Guyatt und sein Mitarbeiter Holger Schünemann von der McMaster University in Canada hatten für den amerikanischen Raum einen Fragebogen entwickelt, mit dem Therapieerfolge bei COPD-Patienten gemessen werden sollten. Der Chronic Respiratory Questionnaire (CRQ) zeigte im amerikanischen Raum grossen Erfolg. Er avancierte zum Standardfragebogen für COPD-Patienten. Professor Steurer und Dr. Puhan nahmen diesen CRQ als Grundlage für ihr eigenes Projekt. Allerdings musste der Fragebogen der westeuropäischen Kultur und Lebenseinstellung angepasst werden. Nach sorgfältigen Übersetzungen und Rückübersetzungen wurden die Fragen schliesslich so formuliert, dass sie europäischer Lebensweise und Kultur entsprechen. Der Fragebogen enthält

zwanzig Fragen zu Atemnot, Erschöpfung, Gefühlslage oder Krankheitsbewältigung.

## Einsatz in der Praxis

Dieser Abschnitt des Projekts wurde im August 2002 nach nur zwei Monaten abgeschlossen. Die klinische Phase des Projekts lief von August bis Ende November, wobei 80 Patientinnen und Patienten zu Beginn ihrer pulmonalen Therapie anhand des neuen Fragebogens interviewt wurden. Nach der Therapie erfolgt eine zweite Befra-

gung. Der Unterschied der Befindlichkeit soll dann durch den Vergleich beider Bögen deutlich werden. Es gibt eine Vergleichsgruppe von fünfzig Patienten, die keine Therapie absolvieren.

Zur Studie gehört auch die Validierung der Befragungsmethode. Jeder COPD-Patient soll in Zukunft den Fragebogen selbstständig ausfüllen. In einer Vergleichsstudie werden die erfassten Fragebögen – Interviewbasiert oder selbst ausgefüllt – einander gegenübergestellt.

Lieferten beide Methoden gleichwertige Ergebnisse, können die Fragebögen den Patienten in den Arztpraxen abgegeben werden. Somit kann der praktizierende Arzt den Therapieerfolg seines Patienten ohne allzu grossen Aufwand kontrollieren.

Die Befragungen werden in sechs privaten Arztpraxen durchgeführt: Höhenklinik Wald, Klinik Barmelweid, Poliklinik des UniversitätsSpitals Zürich, Klinik Bethanien, Krankenhaus Grosshansdorf in Hamburg, Fachklinik Allgäu und eine Rehabilitationsklinik in Österreich. Das ermöglicht einen grenzüberschreitenden Vergleich. Erste Veröffentlichungen zum Projekt sind im Frühjahr 2003 geplant.

## QUALIFIKATIONSPROGRAMM FÜR ARBEITSLOSE

# Gratismitarbeitende

■ **Das nationale Qualifikationsprogramm** «Biomedizinische und Naturwissenschaftliche Forschung» (BNF) hat seit kurzem eine Zweigstelle in Zürich. Es stellt kostenlos Mitarbeiter oder Mitarbeiterinnen, das heisst registrierte Arbeitslose, für Forschungsprojekte zur Verfügung. Durch das Programm zur vorübergehenden Beschäftigung (PvB) sollen auch die Zürcher Hochschulen für die Arbeitslosen in dieser Region besser erschlossen werden. In diesem Sinn sind alle Forschungsgruppen aufgerufen, nach ihren Möglichkeiten Einsatzplätze zur Ver-

fügung zu stellen. Gesucht werden Plätze in den Richtungen Biomedizin, Naturwissenschaften, Informationstechnologie, Medienarbeit (Webpublishing und -design, Grafik, Journalismus) und anderen. Auch Fachpersonal zum Beispiel für Labor, Sekretariat oder im Informatikbereich kann vermittelt werden. (unicom)

### Information:

Peter Finckh, Beat Wylter  
Biomedizinische und Naturwissenschaftliche Forschung  
Zweigstelle Zürich, ETH Zentrum  
HG D 60.2, Tel. 01 632 61 43  
finckh@dkf3.unibe.ch  
www.cx.unibe.ch/~bwylter



# Geld und Gewissen

**Bankiers orientieren sich in ihrem Verhalten an geschriebenem Recht und am Verhaltenskodex der Bank. Ein Rest moralischer Verantwortung bleibt aber dem Gewissen überlassen.**

VON CHRISTINE HIRSZOWICZ

Aus allen Schichten der Gesellschaft sind in jüngster Zeit immer wieder Beispiele für die Verletzung ethischer Grundsätze zu hören: Veruntreuung öffentlicher Gelder, finanzieller Missbrauch einer wirtschaftlichen oder politischen Machtstellung, masslose Entschädigungen für Verwaltungsrate und Manager zulasten der Aktionäre, bei Kantonalbanken zulasten der Steuerzahler, Betrug, Urkundenfälschung, Bestechung, Steuerbetrug, Korruption aller Art, Geldwäscherei.

Als Reaktion darauf ist heute der Ruf nach Ethik allgegenwärtig. Mehr als je zuvor begegnen wir heutzutage in den Medien den Begriffen von Ethik und Moral, von Corporate Governance, Business Ethics und Code of Conduct. Dieses Phänomen richtet sich im Sinne eines Anspruchs an viele Adressaten, insbesondere an die Unternehmen und somit auch an die Banken. Erwartet wird ein Wohlverhalten gemäss impliziten Regeln des Anstands, der Rücksichtnahme, der Verhältnismässigkeit oder der Nachhaltigkeit. Die Fülle dieser Rufe nach Ethik zeigt die grosse Unsicherheit im gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Umkreis und das Bedürfnis nach Leitplanken.

**Professorin Christine Hirszowicz** ist Extraordinaria für Betriebswirtschaftslehre, insbesondere Bankbetriebswirtschaftslehre. Der Text ist eine Kurzfassung des Referats, das sie am 4. Juli 2002 anlässlich ihrer Emeritierung gehalten hat.



Nur im Departement für beschädigtes Geld der Schweizer Nationalbank wird schmutziges Geld ruhigen Gewissens gewaschen. (Bild Daniel Schwartz/Lookat)

## Wertekodex vorhanden

Es ist eine altbekannte Tatsache, dass die Banken von jeher ein besonderes Verhältnis zur Ethik haben, weil das Geschäft mit dem Geld schon zu biblischen Zeiten zu grossen Missverständnissen und Spannungen Anlass gegeben hat. Muss man daraus schliessen, dass die Banken es auch heute besonders schwer haben, ihr Verhältnis zur Ethik zu ordnen? Eben das trifft gerade nicht zu.

Weil die Banken eine ganz zentrale Rolle in der Wirtschaft spielen, hat ihnen die ordnende Hand des Gesetzgebers zu einer Fülle von Leitplanken verholten, innerhalb derer sie sich zu bewegen haben. Die Banken haben den ihnen noch freistehenden Raum im Sinne der Selbstregulierung einerseits mit Branchen-Normen des Wohlverhaltens gefüllt, andererseits für das bankeigene Leitbild genutzt. Der eigene Wertekodex bildet die Grundlage für die Corporate Governance und so auch für die Kultur der Unternehmung,

die durch ihre Führungskräfte gelebt wird, falls diese wirkliche Leaders sind. So wird Glaubwürdigkeit nach innen und nach aussen erzeugt und gewahrt.

Sinn all dieser Normen ist es, unter Optimierung der Risiken die geschäftspolitischen Ziele der Bank zu erreichen. Die Normen und die Kontrolle ihrer Einhaltung sind Teil des Risk Managements der Bank. Mit Blick auf die ethischen Grundsätze geht es im speziellen um die Ausschaltung oder die Minimierung des Reputationsrisikos.

## Sanktionen als Warnlicht

Trotz der sehr einschränkenden Leitplanken des Gesetzgebers, trotz einer ausgedehnten Bankenaufsicht und trotz insgesamt hoher bankeigener ethischer Standards der Schweizer Banken, kommt es vor, dass der Verwaltungsrat Verantwortliche aus der Direktion von Banken entfernen muss, dass Geldwäschereifälle aufgedeckt und andere Vorfälle unehrenhaften

Verhaltens bestraft werden müssen, ja dass Bewilligungen für den Geschäftsbetrieb durch die Aufsichtsbehörde entzogen werden müssen. Das ist gut so. Hartes Durchgreifen ist notwendig. Die Sanktionen sind ein Beweis einer gut funktionierenden Corporate Governance und Bankenaufsicht. Sie sind auch ein Warnlicht für die Mitbewerber.

## Ein fester Sockel

Das geschriebene Recht und der Code of Conduct einer Bank basieren zwar auf Ethik und Moral. Aber nicht alle Ethik und Moral, die der Bankier braucht, kann geschriebenes Recht oder Teil seines Code of Conduct sein. Das soll es auch nicht.

Festen Halt und unbeirrbares Orientierung bei den vielfältigen Entscheiden im täglichen Geschäft des Bankier gibt letztendlich nur eines: sein Gewissen. Auf diesem festen Sockel muss sein Verhalten ruhen. Mit seinem eigenen Gewissen müssen seine Handlungen vereinbar sein. Und er wird auch ständig bemüht sein, seine eigene moralische Urteilsfähigkeit im Lichte des Wandels der Werte selbst zu fördern. Das ist ein ganz normaler Anspruch an den Bankier und an seine Geschäftspartner. Wer daran zweifelt, darf den Beruf des Bankier nicht anstreben.

Die Frage muss hier am Schluss gestellt werden, ob wir an der Universität Zürich in den Vorlesungen zu Banking and Finance, neben allen finanzmathematischen und betriebswirtschaftlichen Kenntnissen, die zu vermitteln sind, auch den Sinn für die Anwendung ethischer Grundsätze bei Banken schärfen und diese Botschaft an die jungen Menschen vermitteln. Meine Erfahrung zeigt, dass die Betonung dieser soft values im Banking nicht genügend erfolgt und dass wir hier einen Handlungsbedarf haben.

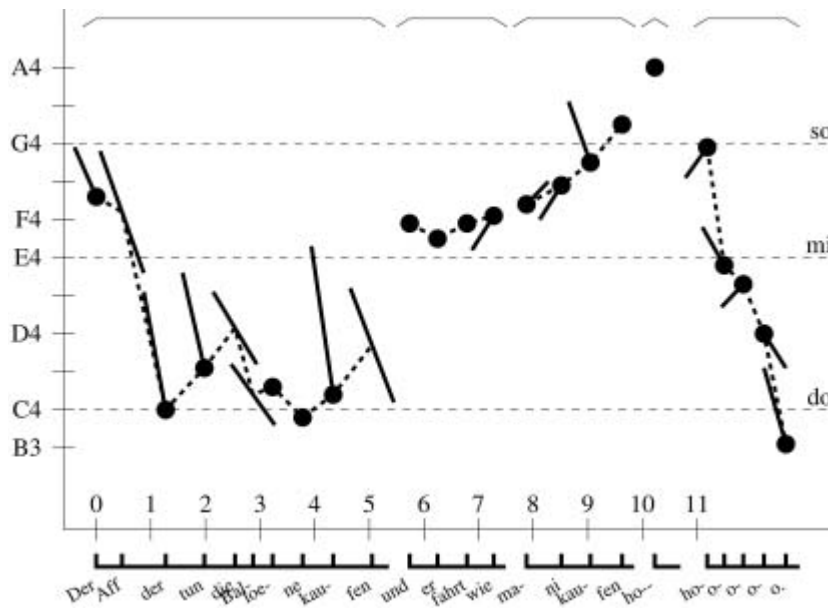
# Unerhörte, doch allgegenwärtige Musik

**Musikalisches Verhalten** wurde in den Geisteswissenschaften lange stiefmütterlich behandelt. Die «Music Sciences» entdecken das Thema wieder und geben der Forschung Impulse aus verschiedenen Richtungen.

VON STEFANIE STADLER ELMER

Der Begriff «Musik» lässt sich schwer allgemein definieren. Deshalb haben Philosophen wie Hans Saner oder Musikethnologen wie John Blacking vorgeschlagen, «Musik» durch sorgfältiges Beobachten von menschlichen Verhaltensweisen und Aktivitäten zu erschliessen. In der Philosophie hat man sich schon immer mit Musik beschäftigt. Auch in der vergleichsweise jungen Wissenschaft Psychologie hat musikalisches Verhalten von Anfang an eine Rolle gespielt, zum Beispiel bei Wilhelm Wundt und Carl Stumpf. Im Laufe des 20. Jahrhunderts jedoch wurde «Musik» als Thema nur noch stiefmütterlich behandelt. Das lag nicht zuletzt daran, dass einflussreiche Wissenschaftler wie Sigmund Freud oder Jean Piaget sich nicht dafür interessierten. Selbst heute wird der Bereich des musikalischen Verhaltens weder in Lehrbüchern der Philosophie, Psychologie und Pädagogik behandelt noch als Gegenstand von Lehre und Forschung wahrgenommen.

Die bestehende Forschung ist im wahrsten Sinne interdisziplinär, nämlich keinem Fach eindeutig zugeordnet. Dies steht in auffälligem Kontrast zur



Frei erfunden: Gesang eines fünfjährigen Jungen mit Wortschöpfungen und Mikrointervallen. Die computerunterstützte Methode zur Aufzeichnung hat Stefanie Stadler Elmer eigens entwickelt. (Bild oben Stefanie Stadler Elmer, unten fb)

Rolle, die Musik im Leben von Menschen spielt. Bei den meisten öffentlichen Anlässen wird musiziert: So pflegen Fussballfans ihre spezifischen Lieder. Auch im privaten Lebensraum ist Musik allgegenwärtig.

## Experimentierfeld Musik

Im Umgang der Geisteswissenschaften mit «Musik» lassen sich spezifische zeitgeistige und soziale Strömungen erkennen. So sucht man ab 1917 im Zeichen eines biologistisch geprägten Menschenbildes Hinweise für angeborene musikalische Begabungen oder gar universelle Melodien. Von da an bis in die 60er-Jahre stand die Entwicklung von Musiktests im Vordergrund, um angeborenes Talent zu erfassen. Bereits Herman v. Helmholtz und Carl Stumpf studierten die Wahrnehmung von Klängen, und Anfang des 20. Jahrhunderts war es für die Gestaltpsychologen besonders aufschlussreich, Wahrnehmungsgesetze anhand von Melodien zu entwickeln. Bis heute nehmen Studien zur Musikwahrnehmung einen grossen Raum ein. Man findet hier sowohl behavioristische Experi-

mente, wobei «Musik» auf wenige Reize und Reaktionen reduziert wird, als auch Studien, welche die räumlichen Bedingungen des Musizierens untersuchen.

## Tabu Volkslied

In der Zeit des Nationalsozialismus von 1933 bis 1945 war Musik ein wichtiges Propagandamittel. Das Lied wurde zum wichtigsten Medium, das die «Volksgenossen» emotional und ideologisch verbinden sollte. In den Nachkriegsjahren wurden das Volkslied und das Singen weitgehend tabuisiert, was bis heute subtil nachwirkt. Das musikalische Bildungswesen war ideologisch belastet. Deshalb griff man auf Konzepte zurück, die vor der NS-Zeit funktionierten. Die Aufarbeitung der Geschehnisse rund um die Funktionen der Musik in der NS-Zeit begann spät und wird erst seit den 90er-Jahren verstärkt betrieben.

Ab den Sechzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts ist zu beobachten, dass sich Strömungen in der Psychologie mit Verzögerung in der musikpsychologischen Forschung nie-

derschlagen. Beispiele dafür sind das Aufkommen der statistischen Verfahren (zum Beispiel Faktoren- und Clusteranalyse), das Experten-Novizen-Paradigma oder die Expertenforschung. In den vergangenen zwanzig Jahren hat die Erforschung musikalischen Verhaltens ausserhalb der traditionellen Disziplinen enorm zugenommen und ist heute als «Music Sciences» breit interdisziplinär ausgerichtet. Beispiele des Spektrums sind etwa Studien zu den neuronalen Korrelaten von musikalischem Verhalten oder die Entwicklung einer mathematischen Musiktheorie. Entwicklungspsychologische Forschung zeigt, dass Sprache und Musik – Sprechen und Singen – sich gemeinsam in einer Zeit anbahnen, in welcher enormes Gehirnwachstum stattfindet und sich erste sozial-emotionale Beziehungen aufbauen.



Im Zusammenleben der Menschen hat das Musizieren schon immer eine Rolle gespielt. Deshalb sollte die wissenschaftliche Reflexion über diesen Bereich des menschlichen Lebens und der Kultur auch in den universitären Studiengängen systematisch integriert werden.

**Dr. Stefanie Stadler Elmer** ist Privatdozentin für Psychologie. Im WS 2002/03 hält sie eine Vorlesung über «Soziale Aspekte der musikalischen Entwicklung».

# «Proust war nicht prüde»

**Marcel Proust** gilt als einer der wichtigsten Autoren der literarischen Moderne. Mit dem Erscheinen des 13. Bandes der Frankfurter Ausgabe ist sein Gesamtwerk nun auf Deutsch erhältlich. Über den Abschluss des editorischen Grossprojektes gibt der Herausgeber, der Zürcher Romanistikprofessor Luzius Keller, in einem Gespräch Auskunft.

VON ROGER NICKL

Herr Professor Keller, Sie haben 1988 mit der Edition der dreizehnbändigen Frankfurter Proust-Ausgabe begonnen. Nun, fast 15 Jahre später, ist der letzte Band erschienen. Im Vorgespräch zu diesem Interview war Ihre Erleichterung über das Ende dieses Grossprojektes zu spüren.

Luzius Keller: Es ist mir gewissermassen ein Stein vom Herzen gefallen. Denn in den letzten 15 Jahren nahm die Arbeit an der Edition sehr viel Zeit in Anspruch. Einerseits musste ich die Texte überarbeiten, andererseits für die meisten Bände einen ausführlichen Kommentar schreiben. Andere Forschungsinteressen – etwa die Beschäftigung mit Racine oder der Lyrik des 16. Jahrhunderts – sind da natürlich ein wenig zu kurz gekommen.

Mit der Frankfurter Ausgabe liegt Prousts Gesamtwerk nun auf Deutsch vor – was ist zu vorhandenen Übersetzungen neu hinzugekommen?

Keller: Neu ist ein Band mit Essays und Artikeln. Dann liegen einige neue Kapitel des frühen Romans «Jean Santeuil» vor. Das Buch wurde zwar bereits ins Deutsche übertragen; ich habe den Roman nun aber aufgrund einer anderen, zehn Kapitel län-



Kommentieren ist Knochenarbeit: Professor Luzius Keller, Herausgeber der ersten deutschsprachigen Ausgabe von Marcel Prousts Gesamtwerk. (Bild nic)

geren Fassung neu herausgegeben. Ganz neu ist auch «Gegen Saint-Beuve», der letzte Band der Frankfurter Ausgabe, der Erzählerisches mit Theoretischem vermischt.

Wie muss man sich Ihre Arbeit an diesem editorischen Grossprojekt vorstellen?

Keller: Grundsätzlich muss man zwischen Prousts Hauptwerk «A la recherche du temps perdu» (dt. «Auf der Suche nach der verlorenen Zeit») und seinen anderen Werken unterscheiden. Diese liegen seit 1971 in einer allerdings sehr lückenhaft kommentierten Ausgabe vor. Der Kommentar zu «Recherche» aber wurde erst später in Angriff genommen: zuerst in Italien, später zogen die Franzosen nach. Auf diese Vorarbeiten konnte ich mich stützen. Für die Edition der drei ersten und der drei letzten Bände der Frankfurter Ausgabe – mit den so genannten «opera minora» – lag die kommentierende Knochenarbeit dann vor allem bei mir beziehungsweise bei meiner italienischen Kollegin Mariolina Bongiovanni Bertini. Wir suchten Zitate und durchkämmten auf

der Suche nach einem Versbandweise Lyrik des 19. Jahrhunderts.

Basis für Ihre Arbeit war die deutsche Übersetzung von Eva Rechel-Mertens aus den 1950er-Jahren. Was waren Ihre Ziele bei der Revision dieser Texte?

Keller: Rechel-Mertens Übersetzung hat ein grosses Prestige – auch beim Suhrkamp Verlag, für den ich ja die neue Proust-Ausgabe realisiert habe. Deshalb war von Anfang an klar, dass bei der Neu-Edition die Revision dieser Übersetzung im Vordergrund stehen würde. Dennoch habe ich teilweise – vor allem bei Schlüsselstellen und Übergängen – ganze Passagen neu übersetzt.

Rechel-Mertens wurde vor allem auch deshalb gelobt, weil sie Prousts Satzbau getreu folgte – meiner Meinung nach auf Kosten der deutschen Sprache. Proust hat zwar etwas lange und verschachtelte, aber durchaus korrekte französische Sätze geschrieben. Bei der Übersetzung sollte man dieser Satzstruktur Rechnung tragen – falsch dürfen die Sätze deswegen aber nicht sein. Dies wollte ich bei der

Überarbeitung berücksichtigen. Einiges habe ich auch im Vokabular verändert. Eva Rechel-Mertens war ein bisschen prüde – Proust war das gar nicht. So versuchte ich also, bestimmte physisch-sexuelle Aspekte sprachlich wieder aufzuladen. Zudem hat sie Wiederholungen – vielleicht etwas oberlehrhaft – vermieden: Dies auch dann, wenn Proust diese so gesetzt hat.

Sie selbst haben 1991 ein Buch mit dem Titel «Proust lesen» geschrieben. Welche Erfahrungen kann man denn als Proust-Leser im 21. Jahrhundert machen?

Keller: Wenn man bereit ist, sich auf Proust einzulassen, kann man erfahren, was ein wirklich grosser Roman, ein grosses Werk ist. Ein literarisches Universum, in das man regelrecht eintauchen kann. Neu ist bei Proust die Art und Weise, wie er die Menschen, die Gesellschaft und sich selbst darstellt. Gerade die Thematisierung der Homosexualität – ihre selbstdarstellerische Ver- und Enthüllung – spielt eine zentrale Rolle. Biografisch und auf dem Hintergrund der Frage «Was kann man sagen?» beziehungsweise «Wie kann man etwas Verbotenes sagen?» ist das einer der interessantesten Aspekte dieses Werkes. Die Thematisierung der Homosexualität hat bei Proust durchaus obsessive Züge, auch wenn man immer wieder geneigt ist, darüber hinweg zu lesen.



Prousts Gesamtwerk auf Deutsch (Bild zVg)

## VORTRÄGE

## Kultur - und Sozialwissenschaften

## Vorlesungen

Augen zu und in den un-  
gefähren Landschaften  
der zeitgenössischen Lite-  
ratur die Welt erfinden.

Lesungen:

Peter Stamm, HS 002  
Germanistik, Schönberg-  
gasse 9, Dienstag, 10. De-  
zember, 18.30 Uhr



Ruth Schweikert, HS 002  
Germanistik, Schönberg-  
gasse 9, Dienstag, 14. Janu-  
ar, 18.30 Uhr

AutorInnen von Morgen,  
HS 002 Germanistik,  
Schönberggasse 9, Diens-  
tag, 28. Januar, 18.30 Uhr

conversio controvers –  
Das Motiv der Busse im  
evangelischen Gottes-  
dienst. Prof. Ralph Kunz,  
Antrittsvorlesung, Aula,  
Uni-Zentrum, Montag,  
20. Januar, 19.30 Uhr

Die Fröhlichkeit des  
Glaubens und die Leiden-  
schaft der Theologie.  
Überlegungen zum Ver-  
hältnis von Theologie  
und Emotionalität. PD Dr.  
Jan Bauke, Antrittsvor-  
lesung, Aula, Uni-Zentrum,  
Montag, 13. Januar,  
19.30 Uhr

Geschichten und ihre Ge-  
schichte. Interdisziplinäre  
Ringvorlesung:

Trojaner, Etrusker und  
Goten: Gründungsmythen  
der Renaissance. Prof.  
Bernd Roock (Zürich), HS  
104, Uni-Zentrum, Diens-  
tag, 10. Dezember,  
18.15 Uhr

Der Wolf, das Lamm  
und der Prediger. Eine  
Fabel und ihre Leser von  
der Antike bis heute. Prof.  
Michele C. Ferrari (Zürich),  
HS 104, Uni-Zentrum,  
Dienstag, 17. Dezember,  
18.15 Uhr



Die Drei Weisen aus dem  
Morgenland in der Deu-  
tung des Abendlands. Prof.  
Paul Michel (Zürich), HS  
104, Uni-Zentrum, Diens-  
tag, 7. Januar, 18.15 Uhr  
Jesus und Abgar. Das Rät-  
sel vom Ursprung einer Le-  
gende. Prof. Christian Ma-  
rek (Zürich), HS 104, Uni-  
Zentrum, Dienstag, 14. Ja-  
nuar, 18.15 Uhr  
Elegische Transformationen  
der Goethezeit. Prof.  
Michael Böhler (Zürich),  
HS 104, Uni-Zentrum,  
Dienstag, 21. Januar,  
18.15 Uhr

Jeder ist ein Ödipus. Prof.  
Brigitte Boothe (Zürich),  
HS 104, Uni-Zentrum,  
Dienstag, 28. Januar,  
18.15 Uhr

Kirschblüten im Krieg: Ta-  
nizaki Jun'ichirō's Roman  
«Die Schwestern Makio-  
ka» (*Sasameyuki*). PD  
Dr. Evelyn Schulz, Antritts-  
vorlesung, Aula, Uni-Zen-  
trum, Montag, 6. Januar,  
18.15 Uhr

Manchmal ist weniger  
mehr – Informationssu-  
che zur Vorbereitung ei-  
ner Entscheidung. PD Dr.  
Damian Läge, Antrittsvor-  
lesung, Aula, Uni-Zentrum,  
Montag, 9. Dezember,  
18.15 Uhr

Rinderwahnsinn als feh-  
lerhafte Technologiefol-  
ge-Abschätzung. Prof.  
Adriano Aguzzi, Dr. Klaus  
Peter Rippe, HS 200 Theo-  
logie, Kirchgasse 9, Mon-  
tag, 9. Dezember, 20.00  
Uhr

Sehen: Wesen, Bedeutung,  
Geschichte. Wissenschafts-  
historisches Kolloquium:  
Durchsicht, Einsicht,  
Vorsicht. Eine Geschichte  
der Röntgenstrahlen. Mo-  
nika Dommann (Zürich),  
HS 101, Uni-Zentrum,  
Mittwoch, 11. Dezember,  
17.15 Uhr

Brauchen wir Wissen  
zum Sehen? Empirische Be-  
funde der Kognitions- und  
Entwicklungspsychologie.  
Prof. Friedrich Wilkening  
(Zürich), HS 101, Uni-Zen-  
trum, Mittwoch, 8. Januar,  
17.15 Uhr

Sehen und Schauen. His-  
torisch-semantische  
Aspekte eines philosophi-  
schen Problems. Prof. Ralf  
Konerstmann (Kiel), HS  
101, Uni-Zentrum, Mitt-  
woch, 22. Januar,  
17.15 Uhr

Von Genen zum Guten:  
Evolutionbiologische  
Grundlagen des mensch-  
lichen Verhaltens und die  
Ethik. Prof. Barbara König,  
Prof. Christoph Rehmann-  
Sutter, HS 200 Theologie,  
Kirchgasse 9, Montag,  
20. Januar, 20.00 Uhr

Zur kulturellen Vielfalt  
in komplexen Gesell-  
schaften. PD Dr. Joanna  
Pfaff-Czarnecka, Antritts-  
vorlesung, Aula, Uni-Zen-  
trum, Montag, 27. Januar,  
19.30 Uhr

## Human- und Tiermedizin

## Vorlesungen

Alimentation et métabo-  
lisme énergétique chez le  
cheval athlète. (Ernäh-  
rung und Energiestoff-  
wechsel beim Sportpferd).  
PD Dr. Jean-Luc Riond, An-  
trittsvorlesung, Aula, Uni-  
Zentrum, Samstag, 14. De-  
zember, 11.10 Uhr

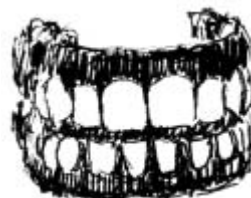
Die Behandlung von  
Schmerzpatienten unter  
Einbezug des Körpersche-  
mas. Dr. Ch. Schopper, HS  
Psychiatrische Universitäts-  
klinik, Lenggstr. 31, Mitt-  
woch, 11. Dezember,  
11.00 Uhr

Does drinking tap water  
cause diarrhea in develo-  
ped countries with high  
water quality standards?  
Prof. Jack Colford (Berke-  
ley), HS 221, Uni-Zentrum,  
Rämistr. 71, 14. Januar,  
18–19 Uhr

Gallensteine – eine Leber-  
krankheit? Prof. Gerd A.  
Kullak-Ublick, Antrittsvor-  
lesung, Aula, Uni-Zentrum,  
Samstag, 18. Januar,  
11.10 Uhr

In Würde sterben. Ethische  
Überlegungen zum  
problematischen Umgang  
mit einem begreiflichen  
Ideal. Dr. Heinz Rügger  
(Zürich), HS A West, Uni-  
versitätsspital, Mittwoch,  
11. Dezember, 17.15 Uhr

Lebensmittelsicherheit –  
Anspruch und Wirklich-  
keit. PD Dr. Roger Stephan,  
Antrittsvorlesung, Aula,  
Uni-Zentrum, Samstag,  
1. Februar, 10.00 Uhr



Mehr Biss im Alter! Orale  
Gesundheit und deren Be-  
deutung für ein erfolgrei-  
ches Altern. PD Dr. Markus  
M. Koller, Antrittsvor-  
lesung, Aula, Uni-Zentrum,  
Samstag, 18. Januar,  
10.00 Uhr

Nierenkrankheit: Ein  
Begleiter fürs Leben mit  
vielen Gesichtern. PD Dr.  
Patrice M. Ambühl, An-  
trittsvorlesung, Aula, Uni-  
Zentrum, Samstag, 11. Ja-  
nuar, 11.10 Uhr

Splenektomie im Kindes-  
alter – eine Fahrt zwi-  
schen Scylla und Charyb-  
dis. PD Dr. Stefan Eber,  
Antrittsvorlesung, Aula, Uni-  
Zentrum, Samstag, 1. Feb-  
ruar, 11.10 Uhr

Tierische Retroviren im  
Menschen: Harmlose  
Gäste oder bedrohliche  
Feinde? PD Dr. Jürg Böni,  
Antrittsvorlesung, Aula,  
Uni-Zentrum, Samstag, 25.  
Januar, 10.00 Uhr

Umweltöstrogene und  
Fortpflanzung. PD Dr. Ma-  
rinella Rosselli, Antrittsvor-  
lesung, Aula, Uni-Zentrum,  
Samstag, 14. Dezember,  
10.00 Uhr

Wege zum Ziel – Navigati-  
on in der Unfallchirurgie.  
PD Dr. Guido A. Wanner,  
Antrittsvorlesung, Aula,  
Uni-Zentrum, Samstag,  
25. Januar, 11.10 Uhr

Wie erkennt und  
bekämpft die spezifische  
zelluläre Immunabwehr  
eine mikrobielle Gefahr?  
PD Dr. Luis Filgueira, An-  
trittsvorlesung, Aula, Uni-  
Zentrum, Montag, 13. Ja-  
nuar, 18.15 Uhr

Der Zootierarzt im Wan-  
del der Zeit. PD Dr. Jean-  
Michel Hatt, Antrittsvor-  
lesung, Aula, Uni-Zentrum,  
Montag, 6. Januar,  
19.30 Uhr

Zusammenarbeit der  
zahnmedizinischen Pro-  
thetik mit medizinischen  
Fachdisziplinen im Diens-  
te des Tumor- und Miss-  
bildungspatienten. PD Dr.  
Stephan Studer, Antritts-  
vorlesung, Aula, Uni-Zen-  
trum, Samstag, 11. Januar,  
10.00 Uhr

## Naturwissenschaften

## Vorlesungen

Die biogeochemischen  
Kreisläufe der Erde und  
deren Veränderung durch  
den Menschen. Prof.  
Michael Schmidt, Antritts-  
vorlesung, Aula, Uni-Zen-  
trum, Montag, 27. Januar,  
18.15 Uhr

Goldau vor 25 Millionen  
Jahren. Eine Rekonstruk-  
tion nach fossilen Tier-  
spuren und Pflanzenre-  
sten aus der Unteren Süs-  
swassermolasse des Berg-  
sturzgebiets von Goldau.  
Dr. Heinz Furrer, HS E 72,  
Uni-Zentrum, Mittwoch,  
11. Dezember, 19.15 Uhr

Die grosse Mobilität der  
kurzen Beine – zur Raum-  
und Habitatnutzung von  
Igel. Dr. Robert Zingg,  
HS 221, Uni-Zentrum,  
Dienstag, 10. Dezember,  
18.15 Uhr

Naturschutz in Zeiten der  
Globalisierung. Prof. H.  
Plachter, HS D1.2, ETH-  
Hauptgebäude, Mittwoch,  
22. Januar, 18.15 Uhr

Unser Genom und unsere  
Individualität. Prof. Gott-  
fried Schatz (Bern),  
HS 15-G-60, Uni-Irchel,  
Donnerstag, 12. Dezember,  
17.15 Uhr

## Kurse

Angewandte Statistik.  
Weiterbildungskurs des In-  
stituts für Umweltwissen-  
schaften, Prof. Bernhard  
Schmid u.a., HS Uni-Irchel,  
Montag, 24. März, bis Frei-  
tag, 28. März. Anmelde-  
schluss ist der 28. Januar.  
Eine Kursgebühr wird erho-  
ben.  
[www.unizh.ch/uwinst](http://www.unizh.ch/uwinst)

**Datenquelle Internet: Recherchieren, Auswerten, Archivieren, Verwalten von Informationen.** Weiterbildungskurs des Instituts für Umweltwissenschaften, Dr. Melanie Paschke, HS Uni-Irchel, Montag, 3. März, und Dienstag, 4. März. Anmeldeschluss ist der 6. Januar. Eine Kursgebühr wird erhoben. [www.unizh.ch/uwinst](http://www.unizh.ch/uwinst)

**Mediation bei Umweltkonflikten: Ein Streit mit Gewinnchancen für alle?** Weiterbildungskurs des Instituts für Umweltwissenschaften, Dr. Hansueli Müller-Yersin u.a., HS Uni-Irchel, Dienstag, 11. März, bis Donnerstag, 13. März. Anmeldeschluss ist der 13. Januar. Eine Kursgebühr wird erhoben. [www.unizh.ch/uwinst](http://www.unizh.ch/uwinst)

### Wirtschaft – Recht – Informatik

#### Vorlesungen

**Comments on US Foreign Policy.** Prof. Joseph S. Nye, Jr. (Cambridge), Aula, Uni-Zentrum, Dienstag, 28. Januar, 18.15 Uhr

**Effizienz des Human Resource Management: Praktische Erfahrungen.** Esther Häberling-Zimmermann, HS 312, Uni-Zentrum, Montag, 6. Januar, 14.15 Uhr

**Von der Verantwortung, die Sicherheit zu organisieren.** Bundesrat Moritz Leuenberger (Bern), Aula, Uni-Zentrum, Mittwoch, 22. Januar, 18.15 Uhr

**Wissenschaft gehört auf den Beifahrersitz der Praxis – Anforderungen an eine Theorie der Public Relations.** Prof. Lothar Rolke, HS 123, Uni-Zentrum, Donnerstag, 12. Dezember, 18.15 Uhr

**Die Zukunft unserer Justiz.** Prof. Karl Spühler, Abschiedsvorlesung, Aula, Uni-Zentrum, Freitag, 17. Januar, 18.15 Uhr

### INTERN

#### Podiumsgespräche

**Fit für die akademische Laufbahn.** Zahlreiche Referierende, HS HG D 3.2, ETH-Hauptgebäude, Dienstag, 10. Dezember, 18.15 Uhr. [www.prowiss.unizh.ch](http://www.prowiss.unizh.ch)

**Nachwuchsförderung in den Geistes- und Sozialwissenschaften?** Zahlreiche Referierende, HS Germanistik, Schönberggasse 9, Dienstag, 21. Januar, 19.15 Uhr. [www.prowiss.unizh.ch](http://www.prowiss.unizh.ch)

**Nationalfonds – Akquisition von Fördermitteln und Schwerpunkte der nächsten 4 Jahre.** Zahlreiche Referierende, HS HG D 3.2, ETH-Hauptgebäude, Dienstag, 28. Januar, 18.15 Uhr. [www.prowiss.unizh.ch](http://www.prowiss.unizh.ch)

### AUSSTELLUNGEN

**Anatomische Sammlung,** Winterthurerstr. 190, Mittwoch 13–18 Uhr

**Botanischer Garten, Zollikerstr. 107, Garten:** Montag–Freitag 8–18 Uhr, Samstag und Sonntag 8–17 Uhr, Gewächshäuser: täglich 9.30–11.30 Uhr und 13–16 Uhr, Mittagsführungen dienstags 12.30–13 Uhr, Besammlung bei der Terrasse

**Feind im Blut – Moulagen und Medien im Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten.** Moulagen-sammlung, Haldenbachstr. 14, Mittwoch 14–18 Uhr, Samstag 13–17 Uhr

**Haie – Gejagte Jäger.** Zoologisches Museum, Karl-Schmid-Str. 4, Dienstag–Freitag 9–17 Uhr, Samstag und Sonntag 10–16 Uhr, bis 5. Januar



**In den Strassen von Shanghai. Chinesisches und westliches Leben in Fotografien (1910–1930).** Völkerkundemuseum, Pelikanstr. 40, Dienstag–Freitag 10–13 Uhr und 14–17 Uhr, Samstag 14–17 Uhr, Sonntag 11–17 Uhr



«Liebeskunst»: Das Museum Rietberg lädt zu einer lustvollen Entdeckungsreise ein durch die Welt der Liebe. Über 230 Kunstwerke aus der Antike, aus Persien, Indien, China, Japan, Afrika und Alt-Amerika zeigen, wie Menschen aus verschiedenen Kulturen und Epochen Liebesemotionen erleben: Begehren, Warten, Lust oder Verlassensein. (Museum Rietberg Zürich, Gablerstrasse 15, Die-So 10–17 Uhr, Mi 10–20 Uhr; Bild «Umarmung» Kitagawa Utamaro, Japan 1788; zVg)

**Kunst-Kiosk von Thomas Hirschhorn, Otto Freundlich gewidmet.** Winterthurerstr. 190, Bau 55, Montag–Freitag 8–18 Uhr

**Marie Baum – ein Leben in sozialer Verantwortung.** Katalogsaal, Zentralbibliothek, Zähringerplatz 6, Montag–Freitag 8–20 Uhr, Samstag 8–16 Uhr, bis 5. Januar

**Der Mond als Schuh. Zeichnungen der San.** Völkerkundemuseum, Pelikanstr. 40, Dienstag–Freitag 10–13 Uhr und 14–17 Uhr, Samstag 14–17 Uhr, Sonntag 11–17 Uhr, bis 5. Januar

**Oreopithecus – Ein Affe aus der Kohlegrube.** Anthropologisches Museum, Winterthurerstr. 190, Dienstag–Sonntag 10–16 Uhr, bis 31. Januar

**Paläontologisches Museum,** Karl-Schmid-Str. 4, Dienstag–Freitag 9–17 Uhr, Samstag und Sonntag 10–16 Uhr

**Paracelsus Magus. Alchemist – Arzt – Magier,** Medizinhistorisches Museum, Hirschengraben 82, Dienstag–Freitag 13–18 Uhr, Samstag und Sonntag 11–17 Uhr

**Tabula Rasa.** Archäologische Sammlung. Abguss-Sammlung (1. UG), Rämistr. 73, Dienstag–Freitag 13–18 Uhr, Samstag und Sonntag 11–17 Uhr

### BÜHNE

**Je suis l'autre.** Nach Blaise Cendrars, mit Lukas Amman und Simon Ledermann, Regie: Ueli Blum, Keller62, Rämistr. 62, Dienstag, 14. Januar, bis Sonntag, 19. Januar, jeweils 20.00 Uhr. [www.keller62.ch](http://www.keller62.ch)

**Die Liebesgeschichten einer jungen Alten.** Mit Lilly Friedrich, Regie: Hagnot Elishka, Keller62, Rämistr. 62, Dienstag, 17. Dezember, bis Samstag, 21. Dezember, und Dienstag, 21. Januar, bis Sonntag, 26. Januar, jeweils 20.00 Uhr. [www.keller62.ch](http://www.keller62.ch)

**Mehr als ein russischer Musikabend.** Iva Nova, Keller62, Rämistr. 62, Freitag, 31. Januar, bis Sonntag, 2. Februar, jeweils 20.00 Uhr, sonntags 18.00 Uhr. [www.keller62.ch](http://www.keller62.ch)

**Menschlicher Zirkus.** Mit Röbi Rapp, Oliver Fritz und Ernst Ostertag, Keller62, Rämistr. 62, Donnerstag, 12. Dezember, bis Sonntag, 15. Dezember, und Sonntag, 22. Dezember, jeweils 20.00 Uhr. [www.keller62.ch](http://www.keller62.ch)

**«Roman mit dem Kontrabass» und «Über die Schädlichkeit des Tabaks».** Nach Erzählungen von Anton Tschechow, mit Helmut Vogel, Andreas Cincera (Kontrabass) und Oleg Lips-Roumiantsev (Akkordeon), Keller62, Rämistr. 62, Mittwoch, 8. Januar, bis Sonntag, 12. Januar, jeweils 20.00 Uhr. [www.keller62.ch](http://www.keller62.ch)

**Tolstoi in der Nacht.** Mit Karolina Petrova, Keller62, Rämistr. 62, Dienstag, 28. Januar, bis Donnerstag, 30. Januar, 20.00 Uhr. [www.keller62.ch](http://www.keller62.ch)

Den vollständigen Veranstaltungskalender finden Sie immer aktuell unter [www.agenda.unizh.ch](http://www.agenda.unizh.ch)

# Aufstieg mit Gender Studies

**Auf dem internationalen Kongress «Gender Studies und Arbeitsmarkt» in Bern diskutierten Expertinnen und Experten den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Bedarf an Gender Studies: Neue Berufsfelder könnten entstehen.**

VON MARLIES STRECH

**Gender Studies**, Geschlechterforschung – was muss man sich darunter vorstellen? Den meisten fallen dazu Stichwörter wie Gleichberechtigung oder Frauenförderung ein. Stimmt aber nur begrenzt. Gender Studies setzen sich mit der Bedeutung der Geschlechter in allen Bereichen auseinander – in Geschichte, Gesellschaft, Politik, Kultur, Wissenschaft und Wirtschaft. In Theorie und Praxis.

Am 7. und 8. November 2002 fand an der Universität Bern ein internationaler Kongress über «Gender Studies und Arbeitsmarkt» statt. Eingeladen hatte Thanh-Huyen Ballmer-Cao, Professorin für politische Wissenschaften an der Universität Genf und Leiterin des bald auslaufenden nationalen Forschungsprogramms «Frauen in Recht und Gesellschaft» (NFP 35). Schweizerische Gender Studies würden nicht genügend wahrgenommen, erklärte Ballmer-Cao einleitend. Der Kongress sollte dazu dienen, das Netzwerk national und international eng zu knüpfen.

Fachfrauen aus Deutschland, Frankreich und England referierten auf der Tagung. Darunter Christina von Braun, Professorin für Kulturwissenschaften an der Humboldt-Universität zu Berlin und Filmemacherin. Sie zeigte, wie sich die verschiedensten Themen mit der Gender-Studies-Brille angehen lassen. Als Beispiel für die «gesell-



*Mann glaubts kaum: Auch Frauen halten es in den Teppichetagen aus. (Bild Frank Brüderli)*

schaftliche Entzifferungsarbeit», die Gender Studies leisten, analysierte sie die paulinische Körpermetaphorik, wonach in der christlichen Ehe der Mann das Haupt, die Frau den Leib repräsentiere. Die Metapher, die Männlichkeit mit Geist, Weiblichkeit mit Leib gleichsetzt, diente Ende des 19. Jahrhunderts unter anderem als Argument gegen das Frauenstudium. Von Braun erzählte auch, dass der Andrang bei den Gender Studies an der Berliner Humboldt-Universität so gross sei, dass man bereits einen Numerus Clausus eingeführt habe. Selbst öffentliche und private Institutionen würden sich zunehmend für Beratungen in Sachen Gender an die Universität wenden. Deshalb richtet die Humboldt-Universität jetzt ein Kompetenzzentrum mit drei Gender-Studies-Professuren ein.

Anders steht es in Frankreich, wie Nicky Le Feuvre von der Universität Toulouse-Le Mirail dar-

legte. Die Soziologin mit Forschungsschwerpunkt Wandel und Feminisierung der Arbeit beschrieb, wie schwierig es sei, Gender Studies an französischen Hochschulen zu integrieren. Das liege daran, dass französische Universitäten in erster Linie eine breite Allgemeinbildung vermitteln sollen und kaum auf den Wandel in Gesellschaft und Arbeitsmarkt reagieren müssen.

## Gender-Vorurteil

Im abschliessenden Podiumsgespräch outete sich die Unternehmerin Rosmarie Michel als Befürworterin von Gender Studies. Sie wies darauf hin, dass Gender-Fragen in den Chefetagen der Privatwirtschaft durchaus ein Thema seien, auch wenn der Begriff selbst dort nicht vorkomme. Der Wirtschaftsjournalist Beat Kappeler forderte, man solle sich mit wirtschaftlich relevanten Fragen beschäftigen, zum Beispiel weshalb Frauen Kaderpositionen viel weniger lange besetzen als Männer. Diese Frage, so Margit Osterloh, Professorin für Betriebswirtschaftslehre an der Universität Zürich, habe die Forschung längst aufgegriffen und als typisches Gender-Vorurteil entlarvt. Osterloh ging mit von Braun darin einig, dass die Berechtigung der Gender Studies nicht vom Bedarf des Arbeitsmarktes abhängig gemacht werden soll. Von Braun schlug vor, nicht nach den Berufsaussichten von Absolventinnen und Absolventen eines Gender-Studiums zu fragen, sondern umgekehrt: «Welche neuen Berufe können geschaffen werden, damit die Gender Studies das Innovationspotenzial entwickeln, das sich die Gesellschaft davon erhofft?»

**Marlies Strech** ist freie Journalistin.

# Via Schweden nach «Bologna»

**In ganz Europa** wird die Umgestaltung des Hochschulwesens vorangetrieben mit dem Ziel, Bachelor/Master-Studiengänge einzuführen. In Deutschland greift man dabei nach der Notbremse Numerus Clausus, und auch in der Schweiz fehlen Mittel für die nötigen personellen Aufstockungen. Das schwedische Hochschulsystem könnte einen Denkanstoss geben.

VON LUKAS MÄDER

Für einmal standen keine fachspezifischen Vorträge auf dem Programm – neben der offiziellen Mitgliederversammlung –, als am 23. November die Schweizerische Akademische Gesellschaft für Germanistik (SAGG) ihre Jahresversammlung an der Universität Zürich durchführte. Unter dem Titel «Schweizer Germanistik im Ausland» gaben drei Schweizer Professorinnen einen Einblick in ihre Tätigkeit im Ausland, wobei aktuelle bildungspolitische Aspekte zur Sprache kamen.

In Deutschland beispielsweise treten nach der Einführung des Bachelor/Master-Systems (BA/MA-System) in einigen Studienfächern bereits Schwierigkeiten auf: An der Universität Augsburg, wo Silvia Serena Tschopp einen Lehrstuhl für europäische Kulturgeschichte innehat, wurde in diesem Herbst ein Numerus Clausus eingeführt. Sonst könnte die Betreuung der Studierenden mit dem vorhandenen Personal nicht mehr gewährleistet werden, da die Anzahl prüfungsrelevanter Veranstaltungen durch das neue System gestiegen ist. Zusätzliche Gelder sind ebenfalls nicht vorhanden. Ähnlich schilderte Mireille Schnyder die Situation

an der Universität Konstanz. Dort beginnt im nächsten Herbst der Lehrbetrieb nach dem BA/MA-System. Als Voraussetzung dafür verlangt die Universität, ebenfalls einen Numerus Clausus in den betroffenen Studiengängen einführen zu dürfen.

## Schweden: Weniger Engpässe

Anders sieht es in Schweden aus, wo die Linguistik-Professorin Angelika Linke neben ihrer 50-Prozent-Professur in Zürich an der Graduate School in Linköping arbeitet. Nachdem das Land lange zurückhaltend gegenüber der Umsetzung der Bologna-Deklaration war, wird seit diesem Herbst ebenfalls eifrig auf das BA/MA-System hingearbeitet. Doch personelle Engpässe, wie sie in Deutschland und in der Schweiz absehbar sind, werden in Schweden zumindest nicht in diesem Ausmass auftreten: Der Grund dafür liegt in einer anderen Personalstruktur an den Universitäten. Die Zahl der Professoren ist geringer, und es existiert ein grosser, solider Mittelbau. Assistierende sind nicht den Professorinnen oder Professoren zugeeignet und haben grösstenteils bereits dissertiert. Sie betreuen denn auch höhere Semester und Abschlussarbeiten – Aufgaben die in der Schweiz typischerweise von Professoren übernommen werden. Möglich wird dies nicht zuletzt durch Festanstellungen im Mittelbau: Während die einen Mitarbeiter keine Ambitionen auf eine Professorenstelle haben, können andere ohne zeitlichen Druck ihre wissenschaftliche Karriere vorantreiben – und auch noch mit fünfzig oder sechzig Jahren Professor werden, was nach Linke in den Geisteswissenschaften keine Seltenheit sei. Dem Problem des schwindenden Bezugs zur Forschung begegnet das schwedische Hochschulsystem mit Freistellungen zu Forschungszwecken. In diesem System werde der Mittelbau zum



An der Universität Linköping sieht man «Bologna» gelassen entgegen. Die Personalstrukturen sind für den Umwandlungsprozess günstiger. (Bild zVg)

zentralen Faktor des Instituts: Der Mittelbau gewähre Kontinuität und verleihe dem Institut die Identität, sagte Linke und fordert: «Das System ist total anders als in der Schweiz. Es würde sich bestimmt lohnen, es zu prüfen und gute Punkte zu übernehmen.»

## Schweiz: Personal fehlt

Abschliessend berichteten Vertreter der verschiedenen Schweizer Universitäten über den Stand der BA/MA-Einführung an ihrer Hochschule. Dabei wurde die Notwendigkeit einer Systemanpassung deutlich: An allen Universitäten fehlen finanzielle Mittel, um für das neue System zusätzliche Mitarbeiter einzustellen. Einzig an der Universität Basel wird das BA/MA-System be-

reits zum Wintersemester 2003/04 implementiert – ohne zusätzliche Gelder. An allen anderen Universitäten dauert die Umsetzung der Bologna-Verträge noch einige Jahre. Die westschweizerischen Hochschulen haben es nicht besonders eilig mit der Einführung des neuen Systems, «Kredit vor Credits» wird auch in Bern verlangt und in Zürich ist noch kein Termin bekannt. Vielleicht lässt sich diese aufgezwungene langsame Gangart zur detaillierten Ausgestaltung des neuen Systems nutzen und dabei auch weniger bekannte Systeme zu überdenken. Denn gerade Akademikern steht Schnelligkeit auf Kosten der Qualität nicht gut an – und das sollten auch die Universitätsleitungen bedenken.

«DIDACTICA» 2003/1 ERSCHIENEN

## Erfolgreich lehren

■ **«didactica»**, das hochschuldidaktische Weiterbildungsprogramm für die Lehrenden der Universität Zürich und der ETH, wird halbjährlich von der Arbeitsstelle für Hochschuldidaktik AfH und ICT-Fachstelle zusammen mit dem Didaktikzentrum DiZ und Network for Educational Technology NET von der ETH herausgegeben. Das aktuelle Programm für den Zeitraum März bis Juli 2003 enthält 24 Kurse zu Kommunikation

und Interaktion im Unterricht und zum Einsatz von neuen Lerntechnologien. Wer an den beiden Zürcher Hochschulen im Unterricht tätig ist und sich für die Weiterbildungsangebote interessiert, kann sich online informieren und anmelden.

*Dr. Luzia Vieli-Hardegger,  
Leiterin Arbeitsstelle für  
Hochschuldidaktik AfH,  
Dr. Eva Seiler Schiedt,  
Leiterin ICT-Fachstelle*

### Ausgewählte Veranstaltungen von «didactica» 2003/1

Kommunikation und Interaktion

- Projektmanagement bei der Betreuung von Diplom- und Lizentiatsarbeiten
  - Kompetent prüfen – Neue Herausforderung in gestuften Studiengängen
  - Wie kommt mein Unterricht an? Fragen wir doch die Studierenden!
  - «Tritt frisch auf ...!» Werkzeuge der Rhetorik für den Unterricht
- Neue Lerntechnologien
- Online-Betreuung in webbasierten Lernumgebungen
  - Lehren und Lernen mit dem www: Werkzeuge und Technologien
  - Instructional Design – didaktische Modelle für die Unterrichtspraxis

Information und Anmeldung:  
[www.didactica.unizh.ch](http://www.didactica.unizh.ch)

VORLESUNGSREIHE MIT SEMINAR

## Sterben selbstbestimmt

■ **Leben und Sterben** finden im gleichen Zeitabschnitt statt. Das eine zu ignorieren verbessert das andere nicht. Trotzdem wird heute Sterbehilfe oft skandalisiert. Entscheide über die Form des Lebensendes werden von den meisten Menschen verdrängt, und nur wenige machen rechtzeitig entsprechende Verfügungen. Deshalb stehen grosse gesellschaftspolitische Auseinandersetzungen dazu an, so zur Revision des Vormundschaftsrechts sowie des Patientenrechts.

In der Vorlesungsreihe «Sterbevorbereitung – ein Teil des selbstbestimmten Lebens im Alter» stellen Praktikerinnen und Praktiker aus den verschiedenen Perspektiven der Gerichtsmedizin, Inneren Medizin, Krebschirurgie, Altersmedizin, Spitalethik, des Vormundschafts- und Patientenrechts die aktuelle Si-

tuation in ihrem Gebiet dar. Die Vorlesungen sollen die Basis für vier zweistündige Seminare im Januar legen. Dort werden Senioren zusammen mit Studierenden aller Fakultäten Thesen diskutieren zur neu zu schaffenden gesetzlichen Regelung der passiven Sterbehilfe und zur Handhabung der passiven Sterbehilfe im öffentlichen Gesundheitswesen und diese anschliessend der Öffentlichkeit vortragen.

*PD Dr. Albert Wettstein*

### «Sterbevorbereitung – ein Teil des selbstbestimmten Lebens im Alter»

Vorlesungsreihe im Wintersemester 02/03

Vorlesungen: mittwochs  
17.15–18.00 Uhr, Hörsaal West A,  
UniversitätsSpital

Seminare im Januar: mittwochs  
16.15–18.00 Uhr

GASTVORTRAG

## Krankheitserreger im Trinkwasser

■ **Im Rahmen** des an der Universität Zürich seit dem Wintersemester 2002/03 angebotenen Weiterbildungsprogramms Physiotherapie-Wissenschaften (PTW-Programm) führt der Epidemiologe Professor Jack Colford von der kalifornischen Universität Berkeley vom 13. bis 17. Januar 2003 ein Grundlagenseminar zu Methoden und Konzepten der Epidemiologie durch. Am 14. Januar hält er eine öffentliche Gast-Vorlesung (in englischer Sprache) zum Thema «Does drinking tap water cause diarrhea in developed countries with high water quality standards?»

Das PTW-Programm qualifiziert diplomierte Physiotherapeutinnen und -therapeuten dazu, als Fachperson der Bewe-

gung und des Bewegungsapparates im kurativen/rehabilitativen oder im präventiven Bereich Forschung zu initiieren und durchzuführen sowie in interdisziplinären Forschungsteams tätig zu sein. Dazu werden Kenntnisse und Fähigkeiten in Bezug auf die drei Kompetenzbereiche biomedizinische Grundlagen, klinische Forschungsmethoden und Gesundheitswissenschaften vermittelt.

*(unicom)*

### Gastvortrag:

14. Januar, 18 Uhr – 19 Uhr,  
Hörsaal 221, Uni-Zentrum,  
Rämistr. 71  
Physiotherapie-Wissenschaften-  
Programm  
[www.therapie-wissenschaften.ch](http://www.therapie-wissenschaften.ch)

LUNCHSEMINAR

## Patentieren an der Universität

■ **Das von «Unitectra»** organisierte Lunchseminar bietet die Gelegenheit, nach einer kurzen Einführung aktuelle Fragen und Themen im Zusammenhang mit Patentierungen von Erfindungen, die an Universitätsinstituten gemacht werden, zu diskutieren. Gemeinsam mit zwei Patentanwälten aus dem Patentanwaltsbüro Isler & Pedrazzini, Zürich, werden zu Beginn einige Basisinformationen zu Patenten und Patentierungen vermittelt. Der grösste Teil des Seminars steht dann zur Beantwortung konkreter Fragen zur Verfügung.

An diesem Anlass kann auch teilnehmen, wer im Moment keine entsprechende Erfindung vorweisen kann. Denn Patentanmeldungen müssen vor einer

Publikation eingereicht werden und entscheiden oft darüber, ob ein Forschungsergebnis in die Praxis umgesetzt wird.

*Brigitte Lehner,  
Unitectra*

### Lunchseminar:

Donnerstag, 30. Januar,  
12–13.15 Uhr  
Universität Irchel  
Dozentenfoyer, 22 G 74

### Gastreferenten:

Dr. Tobias Bremi, Patentanwalt  
Dr. Andrea Carreira-Staubli,  
Patentanwältin  
Isler & Pedrazzini, Patentanwälte,  
Zürich

Unitectra, Technologietransfer der  
Uni Zürich  
Möhlristrasse 23, 8006 Zürich,  
Tel. 01 634 44 01  
[www.unitectra.ch](http://www.unitectra.ch)



## GROSSE UN(I)BEKANNTE

*Die Serie GROSSE UN(I)BEKANNTE stellt Leute und Phänomene an der Universität Zürich vor, die man so – meist – noch nicht kennt.*



*Mit beinahe achtzig und nach einem erfolgreichen Berufsleben als Anästhesistin ist Ruth Gattikers Wissbegierde keineswegs gestillt. Gerade überlegt die älteste Studierende der Universität, ob sie mit dem Lizenziat in den Musikwissenschaften beginnen soll. (Bild Roger Nickl)*

## Vom Herzschlag zum Rhythmus

**N**eujahr 1961 – durch das Schneetreiben bahnt sich eine zweimotorige Maschine ihren Weg durch die Luft von Zürich aus gegen Norden. Die Passagiere, unter ihnen die Zürcher Anästhesieärztin Ruth Gattiker, werden zünftig durchgeschüttelt. Zweimal – in Hamburg und Kopenhagen – muss der Pilot sogar notlanden. Schliesslich erreicht die Maschine doch ihr Ziel: Stockholm.

Dort wird Ruth Gattiker vom berühmten Herzchirurgen Åke Senning erwartet. Mit Skepsis. Denn als der Topchirurg kurz zuvor erfahren hatte, dass er die Herzchirurgie am Zürcher Kantonspsital, dem heutigen UniversitätsSpital, gemeinsam mit einer Frau aufbauen sollte, winkte er ab. Eine Frau in einer solchen Position, das gebe es auf der ganzen Welt nicht, liess er die Kollegen im Süden wissen. Ein erstes Mal gibt es aber immer. Trotz des rauen Windes, der ihr anfänglich entgegenblies, setzte sich Ruth Gattiker durch. Sie habilitierte mit einer Arbeit über die Anästhesie in der Herzchirurgie – einem Novum im deutschsprachigen Raum – und arbeitete 25 Jahre lang bis zu ihrem Rücktritt 1986 erfolgreich mit Senning zusammen.

Den Sinn für das Unkonventionelle hat sich die Titularprofessorin seither bewahrt. So pflegt Ruth Gattiker heute nicht wie viele Gleichaltrige den wohlverdienten Ruhestand, sondern studiert mittlerweile im 14. Semester Musikwissenschaft und Philosophie. Mit ihren 79 Jahren ist sie die älteste Studierende der Universität Zürich.

Ins Musikwissenschaftsstudium ist Ruth Gattiker allmählich hineingerutscht. «Klavier spiele ich seit der Kindheit», erzählt die Frau mit den schlohweissen Locken und dem hellwachen Blick, «es war für mich ein wichtiger Ausgleich – vor allem wenn ich wütend oder traurig war.» Neben der Praxis kam die Musiktheorie aber immer ein wenig zu kurz. Dies sollte sich ändern: Ruth Gattiker wollte mehr über Kontrapunkt und Generalbass wissen, über Harmonielehre und Tonsatz. Zuerst belegte sie deshalb einen Harmonielehrekurs an der Volkshochschule. Der Kurs ging zu Ende, nicht aber ihre Wissbegierde.

Genauso erging es Ruth Gattiker danach am Konservatorium. So konsultierte sie schliesslich das Vorlesungsverzeichnis der Universität, immatrikulierte sich und sass wenig später zum ersten Mal in einer Harmonielehre-Übung des Musikwissen-

schaftlichen Instituts. «Das war ein tolles Erlebnis», erinnert sich die vor Energie sprühende Endsiebzigerin, «die Studierenden duzten mich spontan – sie behandelten mich wie Ihresgleichen.» Wenn das so sei, habe sie sich damals gesagt, dann studiere sie eben Musikwissenschaft.

Und da Ruth Gattiker, wie sie sagt, «eine sture Person» ist – jemand, der etwas richtig oder gar nicht macht – hat sie sich auch gleich für das Nebenfach Philosophie eingeschrieben. Sie büffelte Logik und schrieb Seminararbeiten. Die letzte über die Ethik des Philosophen Hermann Cohens hat ihr besonders Mühe gemacht. «Ich habe praktisch die ganzen letzten Sommerferien daran gearbeitet», erzählt Gattiker. Die schönsten Tage hat sie vor dem Computer (der längst in ihrem Büro die elektronische Schreibmaschine abgelöst hat) verbracht. Aber eben, sie ist halt eine «sture Person».

*«Solange ich meine fünf Sinne noch beisammen habe, gehe ich an die Uni.»*

In der Musikwissenschaft hat sich Ruth Gattiker nicht nur mit Klassik und Romantik beschäftigt, sondern auch mit der Musik des 20. Jahrhunderts. Die findet sie aber – im Gegensatz zu Schubert, für den ihr Herz schlägt – vor allem «interessant». Dennoch hat sie im letzten Semester ein Seminar über moderne Hölderlin-Vertonungen beeindruckt. Gefallen hat ihr vor allem die Nähe zur Literatur – der Dialog zwischen Musik und Text, dem sie im laufenden Semester auch in einem Seminar zu den Puschkin-Opern Tschaikowskys nachspürt.

Mittlerweile hat Ruth Gattiker alle für den Studienabschluss notwendigen Scheine zusammen und sitzt nun im Lizenzianten- und Dissertanden-Kolloquium des Musikwissenschaftlichen Instituts. Ob sie tatsächlich eine Lizenziatsarbeit schreiben wird, weiss sie aber noch nicht. Da hat sie auch ein wenig Skrupel: «Die Professoren haben schon mit den jungen Studierenden mehr als alle Hände voll zu tun», sagt Gattiker. Dennoch will sie sich für den definitiven Entscheid bis Ende Semester Zeit lassen. Eines weiss sie aber schon jetzt: Sollte ihr Entscheid negativ ausfallen, wird sie auch weiterhin Vorlesungen und Seminare besuchen. «Solange ich meine fünf Sinne noch beisammen habe und mein Gehirn funktioniert, gehe ich an die Uni», sagt die bald Achtzigjährige.

*Roger Nickl, Journalist*

# Kunst und Karaoke in Taipei

**Zwanzig Studierende** reisten zu einer Konferenz über die Geschichte der ostasiatischen Malerei nach Taiwan – und konnten bei dieser Gelegenheit Kunstwerke, die sie nur aus Büchern kannten, erstmals leibhaftig anschauen und vor Ort analysieren.

VON GERALDINE RAMPHAL

**Kurz vor** dem Beginn des Wintersemesters reisten zwanzig Studierende unter der Leitung von Professor Helmut Brinker nach Taipei, Taiwan, um an der dreitägigen «Taiwan 2002 Conference on the History of Painting in East Asia» teilzunehmen. Dieses kostspielige Unternehmen konnte nur dank der grosszügigen Unterstützung der Universität Zürich und des Georges-Bloch-Fonds realisiert werden.

An diesem hervorragend organisierten Kongress waren die für dieses Thema wichtigsten Gelehrten aus Taiwan, Japan, Korea, den USA und Europa versammelt. Der Bogen spannte sich von den Anfängen der chinesischen Malerei über buddhistische Bilder bis hin zur zeitgenössischen Kunst Ostasiens. Die Referate behandelten sowohl die neuesten Forschungen als auch deren kunstgeschichtliche Methoden. Die Vorträge wurden auf Englisch, Chinesisch und Japanisch gehalten; glücklicherweise gab es vorbereitete Skripte auf Englisch sowie Simultanübersetzungen, um den Ausführungen zu folgen.

Neben der Konferenz als solcher war die Exkursion nach Taipei als Einstieg in das Seminar im Wintersemester gedacht, das die Architektur Ostasiens zum



Lesbar: Im Angesicht der Buddhafigur aus dem 6. Jahrhundert konnten die Studierenden erstmals einzelne Szenen entschlüsseln. (Bild zVg)

Thema hat. So besichtigten die Studierenden den buddhistischen Tempelbezirk Longshansi und den daoistischen Baolangong. Diese wurden im 17. Jahrhundert von festlandchinesischen Einwanderern errichtet. Die Tempel sind auch als Stätten der Ruhe im Getriebe der Grossstadt zu erleben; man trifft sich dort und pflegt in den Innenhöfen den Müsiggang.

Mehrmals besuchte die Gruppe das berühmte Palastmuseum. Aus Anlass der Konferenz waren besonders interessante und kostbare Stücke ausgestellt. So zog besonders die über zehn Meter lange Bildrolle des Xia Gui vom Anfang des 13. Jahrhunderts die Besucherinnen und Besucher in ihren Bann. Diese selten gezeigte Rolle stellt eine in Tusche gemalte Landschaft dar, die den Studierenden bisher nur aus Abbildungen bekannt war.

## Kaiserliche Sammlung

Im Palastmuseum ist der grösste Teil der kaiserlichen Kunstsammlung untergebracht und in zahlreichen Sälen der Öffentlichkeit zugänglich. Die Sammlung aus dem Kaiserpalast in Beijing gelangte 1948 nach Taiwan, als die republikanische Regierung auf die Insel flüchtete. Das weite Spektrum der beinahe

700'000 Einzelstücke reicht von Bronzegefässen und Keramiken aus neolithischer Zeit bis zu Bildrollen des 19. Jahrhunderts.

## Buddhafigur ganz nah

Einlass erhielten die Zürcher Studierenden auch in Privatsammlungen. Ein Höhepunkt war für sie der Besuch der Aurora Foundation. Dort war im Entrée eine aus Stein gehauene Figurengruppe aufgestellt, die die Gruppe aufgrund ihrer stilistischen Merkmale sogleich als ein Stück aus dem Fundort Qingzhou erkannte; denn unlängst hatte das Museum Rietberg eine Ausstellung mit Buddhafiguren aus diesem Fundort in der Provinz Shandong präsentiert. Ein besonders kostbares Stück, das in der Buddha-Ausstellung im Museum Rietberg nicht zu sehen war und auf das im Katalog nur verwiesen wurde, war nun aus nächster Nähe anzuschauen. Diese Buddhafigur aus dem späten 6. Jahrhundert liess die Herzen der Kunststudentinnen und -studenten höher schlagen. Das Gewand der aus Kalkstein gehauenen Skulptur war über und über mit kleinen figürlichen Szenen bemalt. Unmittelbar vor dem Objekt konnten die Teilnehmenden der Exkursion erstmals – zumindest ansatzweise – Szenen entschlüsseln

und dabei die Qualität der Malerei bewundern.

## Feiern auf taiwanisch

Das dichte Programm der Exkursionstage endete in einem fulminanten Abschlussabend auf sehr taiwanische Art, nämlich mit Karaoke. In einem eigens reservierten Raum mit Tanzfläche und verspiegelten Wänden, den die Studierenden mit ein wenig Scheu betraten, verbreitete sich schnell eine ausgelassene Stimmung. Keiner hatte gedacht, dass es so viele passionierte Sängerinnen und Sänger unter den Studierenden geben würde. Mit Inbrunst hauchten sie den Liedtexten, die auf einem Bildschirm in horrendem Tempo vorüberzogen, alleine oder im Duett, Leben ein.

Die weite Reise nach Taipei hat sich für die Gruppe gelohnt, besonders wegen der zahlreichen Eindrücke von der chinesischen Kunst. Zurück in Zürich wurde dann im Seminar die Frage gestellt, wohin die nächste Studienreise gehen solle. Die prompte Antwort war, dass die Mittel für eine kommende Reise wohl nur bis zum nächsten Museum für ostasiatische Kunst reichten, und dies wäre natürlich das Museum Rietberg – in dem unsere Abteulung ohnehin zu Hause ist.

# Lebendiges Gericht

**Ein Erbrechtsseminar** wurde für eine Woche von der Universität Zürich nach Thessaloniki verlegt. Die Zürcher Jus-Studierenden haben die griechische Gastfreundschaft genossen und sich über das fremde Gerichtswesen gewundert.

VON BEA ROSENBERGER UND  
OLIVER DIETHELM



Entdeckungsreise: Zürcher Jus-Studierende besuchten während einer Woche in Griechenland nicht nur kulturelle Denkmäler, sondern erlebten auch eine andere Gerichtskultur. (Bild Bea Rosenberger)

Das schweizerische und das griechische Erbrecht miteinander zu vergleichen, ist kein alltägliches Vorhaben, jedoch ein interessantes. Und genau dafür reisten wir – die Schweizer Teilnehmer des Erbrechtsseminars der Professoren Isaak Meier, Kurt Siehr und Achilles Koutsouradis – für eine Woche nach Thessaloniki. Zuvor hatte jeder von uns eine Seminararbeit auf einem bestimmten Gebiet des Erbrechts verfasst und sich so für das Seminar das erforderliche Wissen angeeignet.

Die Arbeiten waren ganz unterschiedlicher Natur, es gab beispielsweise solche über die Erbschaftsklage, den Pflichtteilschutz, die Ausgleichspflicht, den Willensvollstrecker, die Erbverträge und die örtliche Zuständigkeit. Jedes Thema wurde von je einem schweizerischen und einem griechischen Studenten nach seinem jeweiligen Landesrecht bearbeitet. Seminarsprache war Deutsch, wobei dies für die griechischen Studenten kein grosses Problem darzustellen schien, da fast alle die deutsche Sprache sehr gut beherrschten.

## In griechischen Familien

Neben dem eigentlichen Seminar war ein weiteres Ziel, etwas von Griechenland und seiner reichen Kultur zu sehen und er-

kunden. Der grösste Teil unserer Gruppe wohnte bei den Familien der griechischen Studierenden, wodurch wir Einblicke in das griechische Leben erhielten und vor allem auch die Gastfreundschaft in vollen Zügen geniessen durften. Die Gastfreundschaft war dann auch etwas, was uns besonders beeindruckte. Wo immer wir hingingen, wurden wir herzlich willkommen geheissen, herumgeführt, konnten wir Fragen stellen und wurden meistens gleich noch zu einem kleinen – und manchmal auch etwas grösseren – Apéro eingeladen.

## Ein Kommen und Gehen

Während unserer Woche in Thessaloniki bekamen wir zweimal die Gelegenheit, ein Gericht zu besuchen. Dabei fiel uns auf, dass sich die Atmosphäre an griechischen Gerichten stark von der an Schweizer Gerichten unterscheidet. In der Schweiz läuft ein Prozess in der Regel ruhig und geordnet ab, wogegen es in den griechischen Gerichtssälen – nach unseren Massstäben – ziemlich unkonventionell zu und her ging: Die Parteien sprachen oft gleichzeitig, und es war ein ständiges Kommen und Gehen unter den Zuschauern. Besonders fiel uns auf, dass die Richter in Griechenland meist Frauen sind, was in der Schweiz

doch nach wie vor die Ausnahme darstellt. Vergegenwärtigt man sich hingegen die hohe Prozentzahl an Jus-Studentinnen an der Universität von Thessaloniki, so scheint dies nur eine logische Folge zu sein.

Auch bei Gericht wurden wir jeweils mit grosser Herzlichkeit begrüsst und vom Gerichtspräsidenten, dem Staatsanwalt und anderen hohen Mitarbeitern des Gerichtes über ihre Tätigkeit informiert.

Zum Abschluss unserer Woche in Thessaloniki wurden wir von unseren Gastgebern an der Uni zu einem Ausflug in die sehr schöne Stadt Kavalla eingeladen, die weiter im Osten des Landes liegt; auf der Rückfahrt stand dann noch ein eindrücklicher Besuch in einer Ausgrabungsstätte auf dem Programm.

Professor Koutsouradis, sein Team und vor allem auch die griechischen Studentinnen und Studenten haben diese Woche für uns alle zu einem unvergesslichen Erlebnis werden lassen. Sie haben sich während der ganzen Zeit sehr intensiv um uns bemüht und uns geholfen, in der grossen und weitläufigen Uni zurechtzukommen. Sie haben uns in die griechische Küche eingeführt und uns das griechische Nachtleben gezeigt.

## 100 LEKTORATSSTIPENDIEN

# Auf nach Osteuropa

Die Robert Bosch Stiftung in Deutschland vergibt im akademischen Jahr 2003/2004 bis zu hundert ein- bis zweijährige Stipendien für Sprach- und Fachlektorate an Hochschulen in Mittel- und Osteuropa einschliesslich Russland, Georgien und Kasachstan. Die Stipendiatinnen und Stipendiaten lehren an den Gasthochschulen Deutsch oder Landeskunde beziehungsweise ihr spezifisches Fach. Daneben haben sie die Möglichkeit zur Projektarbeit im universitären Umfeld und zum Erlernen der Landessprache.

Das Sprachlektorenprogramm richtet sich an Absolventinnen und Absolventen des Studienfachs Deutsch als Fremdsprache, Germanistik, einer Fremdsprachenphilologie sowie anderer geistes- und sozialwissenschaftlicher Fachrichtungen. Voraussetzung ist ein Interesse an Mittel- und Osteuropa. Die Altersgrenze für die Bewerbung liegt bei 30 Jahren; die Muttersprache muss Deutsch sein.

Das Fachlektorenprogramm wendet sich an Absolventinnen und Absolventen der Geschichts-, Politik- und Sozialwissenschaften, der Sozialpädagogik, der Journalistik sowie der Rechts- und Wirtschaftswissenschaften, die sich für Mittel- und Osteuropa interessieren. Die Altersgrenze für die Bewerbung liegt bei 35 Jahren.

Das Stipendium beinhaltet einen monatlichen Betrag von 820 Euro, Versicherungen, Sach- und Reisekosten, Sprachkurse und Lehrmaterial, ein Vorbereitungs- und ein Weiterbildungsseminar, ein Zwischen- und ein Bilanztreffen sowie die Förderung individueller Projektarbeit am Einsatzort. (unicom)

**Informationen und Bewerbungsformular:** Universität Hohenheim Osteuropazentrum (770) Lektorenprogramme 70593 Stuttgart lektoren@uni-hohenheim.de www.boschlektoren.de Bewerbungsschluss: 31.1.2003

Bea Rosenberger und Oliver Diethelm studieren Rechtswissenschaften.

## Ein Platz für die Sonne

An der Universität Irchel ist eine neue Solarstromanlage in Betrieb gegangen. Im Zusammenhang mit der Solarstrombörse des Elektrizitätswerkes der Stadt Zürich hat die Universität das Flachdach auf der Lüftungszentrale Bau 44 gratis zur Verfügung gestellt. Der auf den 130 Quadratmetern erzeugte Strom wird ohne grosse Verteilverluste direkt in die darunterliegende Lüftungszentrale geleitet, zum Antrieb von Ventilatoren. 15'000 Kilowattstunden jährlich sollen erzeugt werden; das entspricht dem Jahresverbrauch von fünf Einfamilienhäusern. Weder gehört die Anlage der Universität noch hat sie Solarstrom abonniert. Trotzdem ist sie direkte Nutzniesserin der Sonneneinstrahlung.

Weitere Informationen: [www.bur.unizh.ch](http://www.bur.unizh.ch)  
(Bild zVg)



## Eingemietet im Swissairgebäude

Trotz der Bauten für insgesamt rund 82 Millionen Franken musste die Universität zusätzlichen Raum für mehrere Institute mieten. Die notwendigen Ausbaurbeiten betreute die Abteilung Bauten und Räume.

VON RAYMOND BANDLE

**Eigentlich sollte** das Institut für Medizinische Genetik trotz Umbaus und Erweiterung des Institutsgebäudes Rämistrasse 74 dort bleiben; es war am Schluss auf insgesamt vier verschiedene Standorte im alten Hochschulquartier verteilt, benötigte aber wegen einer Neuberufung zusätzlichen Platz. Parallel dazu drängt die Rechtswissenschaftliche Fakultät auf weiteren Raum an der Rämistrasse 74. Sie wächst stärker als erwartet: Statt 32 sind aktuell 40 Lehrstühle geplant. Als nun an der ETH Zürich in der Ausstation Schwerzenbach (ehemaliger Standort des von Universität Zürich und ETHZ gemeinsam betriebenen Toxikologischen Instituts) knapp 1000 Quadratmeter Labors und Büros



Swissairs Leid, Unis Freud: Das Swissairgebäude am Hirschengraben 82/84 wird nun von der Universität gemietet. (Bild Ueli Zimmermann)

frei wurden, entschied man, diese Räume ab Anfang 2002 für das Institut für Medizinische Genetik zu mieten und für dessen Bedürfnisse baulich anzupassen. Mitte Jahr erfolgte dann der Umzug nach Schwerzenbach, wo sich die Mitarbeitenden inzwischen eingelebt haben.

### Vereinbarungen mit der ETH

Die Auflösung der Swissair brachte unter anderem mit sich, dass die Universität den in unmittelbarer Nähe der Hauptgebäude von Universität und ETH liegenden Gebäudekomplex Hirschengraben 82/84 mieten konnte. Nach Abschluss der notwendigen Instandsetzungs- und Anpassungsarbeiten haben hier das Medizinhistorische Institut, die Fachstelle für Hoch-

installationsmässige Anpassungen erforderlich.

### Publizisten in Oerlikon

Die bei den Studierenden sehr gefragte Disziplin Publizistikwissenschaft und Medienforschung benötigt dringend personelle Verstärkung. Doch eine räumliche Erweiterung am alten Standort Beckenhofstrasse/Kurvenstrasse war nicht möglich. Das Gleiche gilt für den Forschungsbereich Öffentlichkeit und Gesellschaft des Soziologischen Instituts sowie für das Institut für Informatik. Ebenso ist die Fachstelle Weiterbildung auf der Suche nach geeigneten Unterrichtsräumen. Im Herbst 2002 bot sich nun die Gelegenheit, an der Andreasstrasse 15 in unmittelbarer Nähe zum Bahnhof Oerlikon rund 4400 Quadratmeter Büroraum in einem Geschäftshaus im Rohbau zu mieten. Der Ausbau wurde von Seiten der Universität mit Rücksicht auf die zukünftigen Nutzer vorgenommen. Die Räume sind Anfang 2003 bezugsfertig.

Neben diesen grossen Mietobjekten konnte die Universität im Jahr 2002 mehrere kleine Objekte am Seilergraben 53, an der Schaffhauserstrasse 15, an der Luegislandstrasse 27, an der Winterthurerstrasse 30 und an der Möhlstrasse 23 mieten und damit die akute Raumnot fürs Erste lindern.

schuldidaktik sowie Teile der Informatikdienste eine neue Bleibe gefunden. Zusätzlich schloss die Universität mit der ETH im März 2002 eine Vereinbarung ab, in welcher der ETH bis Ende September 2005 drei Geschosse im Gebäude Hirschengraben 84 zugesichert werden. Als Gegenleistung trat die ETH die Option für die Miete von Büroräumen an der Treichlerstrasse 10 an die Universität ab. Das Mietobjekt umfasst insgesamt rund 3000 Quadratmeter Büroraum und grössere Lagerflächen in den Untergeschossen.

An der Treichlerstrasse 10 konnte nun das Psychologische Institut mit vier von insgesamt sechs neu berufenen Professuren einziehen. Auch hier waren vorgängig noch bauliche und

**Raymond Bandle** ist Mitarbeiter Projektleiter in der Abteilung Bauten und Räume.



## Mike Martin

Ordentlicher Professor  
für Gerontopsychologie  
Amtsantritt: 1. Oktober 2002

■ **Mike Martin**, geboren 1965, studierte zwischen 1986 und 1990 an den Universitäten Mainz und Georgia (USA) Psychologie. 1994 promovierte er an der Universität Mainz mit dem Thema «Das Arbeitsgedächtnis als dynamisches System: Ein Beitrag zur kognitiven Psychologie des Alters». Von 1990 bis 1998 war er an derselben Universität in Lehre und Forschung tätig. Seither arbeitet er als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Deutschen Zentrum für Altersforschung, Heidelberg. Im Jahr 2000 wurde er dort zum stellvertretenden Leiter der Abteilung für Entwicklungsforschung ernannt. 2001 erhielt er die Venia Legendi für das gesamte Gebiet der Psychologie. Mike Martins Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der gerontologischen Längsschnittforschung, der Ressourcenorientierung und der Entwicklung von problembezogenen Interventionsstrategien.



## Igor Stagljar

Assistenzprofessor  
für Funktionelle Genomik  
Amtsantritt: 1. Juni 2002

■ **Igor Stagljar**, geboren 1966, studierte an der Universität Zagreb (Kroatien) Molekularbiologie. Von 1990 bis 1994 setzte er das Studium an der Universität Zürich und an der ETHZ fort und erlangte 1994 den Ph.D.-Titel in Molekularbiologie. Von 1993 bis 1997 arbeitete er als Assistant Researcher und als Teaching Assistant am Institut für Molekularbiologie der Universität Zürich. Und von 1997 bis 1999 war er als Postdoctoral Researcher am Institut für Veterinärbiochemie und Molekularbiologie der Veterinärmedizinischen Fakultät tätig. Seit November 2000 ist Igor Stagljar Coordinating Manager des Proteomics-Center der Universität Zürich. Im Jahr 2001 verbrachte er zwei Forschungssemester am Institute of Genome Sciences der University of Washington. Seit März 2002 ist Igor Stagljar wissenschaftlicher Koordinator des EU-Programms «Genome stability and checkpoint control».



## Esther Stoeckli

Nebenamtliche ausserordentliche Professorin  
für Entwicklungsneurobiologie der Vertebraten  
Amtsantritt: 1. Oktober 2002

■ **Esther Stoeckli**, geboren 1961, studierte von 1980 bis 1985 an der Universität Zürich Biochemie und promovierte 1990 am Biochemischen Institut mit einem neurobiologischen Thema. Von 1990 bis 1992 arbeitete sie als Post-Doktorandin am Biochemischen Institut und von 1993 bis 1996 in gleicher Funktion an der Case Western Reserve University in Cleveland, Ohio. Nach einem Aufenthalt an der University of California in San Francisco kehrte sie in die Schweiz zurück, wo sie ab 1997 als Start Fellow am Pharmazentrum der Universität Basel eine eigene Forschungsgruppe leitete. Im Jahre 2000 habilitierte Esther Stoeckli an der Universität Basel im Fach Neurobiologie. In ihrer Forschungsarbeit konzentriert sie sich auf die molekularen Mechanismen, die der Vernetzung des Nervensystems zugrunde liegen.



## Enrico Martinoia

Ordentlicher Professor  
für Pflanzenbiologie  
Amtsantritt: 1. September 2002

■ **Enrico Martinoia**, geboren 1951, studierte von 1973 bis 1976 Biologie an der ETH Zürich. Anschliessend arbeitete er dort bis 1982 als Assistent am Institut für Allgemeine Botanik. 1982 erfolgte die Promotion. Von 1982 bis 1983 war er Scientific Collaborator bei Professor Matile. Anschliessend wechselte er an die Universität Würzburg, wo er bis 1987 als Assistent angestellt war. 1988 ging er zurück an die ETHZ und arbeitete dort bis 1993 als Oberassistent. 1992 habilitierte Enrico Martinoia mit dem Thema: «Transportprozesse in Vakuolen höherer Pflanzen». Danach war er bis 1997 als Dozent an der Universität von Poitiers, Frankreich, tätig. Ab 1997 war Enrico Martinoia Professor am «Institute de Botanique» der Universität Neuchâtel. Er gehört zu den führenden Wissenschaftlern auf dem Gebiet der Transportprozesse in Pflanzen.



## Johann Steurer

Nebenamtlicher ausserordentlicher Professor  
für Innere Medizin, speziell praxisorientierte  
Forschung und Wissenstransfer  
Amtsantritt: 1. Oktober 2002

■ **Johann Steurer**, geboren 1954, studierte von 1973 bis 1979 an der Universität Innsbruck Medizin. Anschliessend arbeitete er als Assistenz- und später als Oberarzt an der Medizinischen Poliklinik des Universitäts-Spitals Zürich. 1994 promovierte er, und 1996 erfolgte die Habilitation zum Thema «Physiologische Auswirkungen der Hyperventilation». In den Jahren 1999 und 2000 absolvierte er in Bern das berufs begleitende Nachdiplomstudium «Master of Medical Education». Seit Januar 2000 ist er Leitender Arzt am Horten-Zentrum für praxisorientierte Forschung und Wissenstransfer. Johann Steurer beschäftigt sich seit sieben Jahren intensiv mit den Methoden der «Evidence Based Medicine», in seinen Kursen behandelt er unter anderem die Suche und Beurteilung medizinischer Informationen.



## Brigitte Tag

Ordentliche Professorin  
für Strafrecht und Strafprozessrecht  
Amtsantritt: 1. Oktober 2002

■ **Brigitte Tag**, geboren 1959, studierte – nach dem Abschluss als Diplomverwaltungswirtin – von 1982 bis 1987 Rechtswissenschaften an der Universität Heidelberg. 1990 erfolgte das zweite juristische Staatsexamen. Von 1990 bis 2000 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin/Assistentin an der Universität Heidelberg, 1993 promovierte sie. Ab 1990 war Brigitte Tag in der Referendaraus- und Weiterbildung beim Landgericht Mannheim tätig. Sie bekam den Lehrpreis des Landes Baden Württemberg für den Aufbau sowie die organisatorische und inhaltliche Leitung des «Heidelberger Studienzeitverkürzungsprogramms». Im Jahr 2000 erhielt sie die Venia Legendi für Strafrecht, Strafprozessrecht und Medizinrecht und war anschliessend als Privatdozentin an der Universität Heidelberg tätig. Gastprofessuren führten Brigitte Tag an die Humboldt Universität zu Berlin und an die Universität Dresden.

# Zeitschriften elektronisch

**Doppelabonnemente** von wissenschaftlichen Zeitschriften wurden an der Universität weitgehend beseitigt. Dafür beteiligt sich die Hauptbibliothek Irchel nun als eine von zweihundert Bibliotheken an der Elektronischen Zeitschriftenbibliothek mit 12'000 Titeln.

VON INGEBORG ZIMMERMANN

**Zeitschriften**, die in elektronischer Form universitätsweit verfügbar sind, werden an der Universität Zürich nur noch mit einem einzigen Printabonnement finanziert. Das hat die Universitätsleitung an ihrer Sitzung vom 9. November 2002 beschlossen.

Die Hauptbibliothek Irchel ist mit der Umsetzung dieses Grundsatzbeschlusses beauftragt worden. Im März 2001 hatte man dort eine Umfrage zur Erfassung der vorhandenen elektronischen Zeitschriften und der dazugehörigen Print-Abonnemente in den Instituten, Seminaren und Kliniken der Universität gestartet. Im Wintersemester 2001/02 wurden die doppelten Abonnemente in Absprache mit den betroffenen Instituten beseitigt. In der Regel bekam ein Institut gemäss Grundsatzbeschluss ein einziges Print-Exemplar zugewiesen mit Übernahme der entsprechenden Dienstleistungen (was heisst das?). Einige wenige Titel wurden im Auswertungsverfahren als unverzichtbare interdisziplinäre Zeitschriften definiert und aus dem Bereinigungsverfahren ausgeschlossen.

Den Zugriff auf die elektronischen Zeitschriften bietet die Hauptbibliothek Irchel schon seit 1996 an. Heute enthält die Liste der E-Journals neben den elektronischen Parallelausga-

ben zu den Print-Abonnements auch die E-Journal-Pakete der wichtigsten Verlage weltweit. Neue Verlagspakete im Test werden jeweils auf der Seite «What's New» angekündigt. Elektronische Zeitschriften, die die Zentralbibliothek Zürich zusätzlich lizenziert, werden ebenfalls in die Liste aufgenommen.

Seit September 2000 werden die E-Journal-Titel mit den Zugangsberechtigungen in einer FileMaker-Datenbank direkt auf dem NT-Webserver im Zentrum Informatikdienste verwaltet; dank der Web-Anbindung werden Mutationen in der Datenbank sofort auf der Homepage wirksam. Aber es geht noch einen Schritt weiter. Im Laufe des Wintersemesters 2002/03 wird die Hauptbibliothek Irchel als Verantwortliche für die Koordination der elektronischen Medien an der Universität Zürich einen neuen Service anbieten: die Elektronische Zeitschriftenbibliothek (EZB).

## Bibliotheken kooperieren

Die Elektronische Zeitschriftenbibliothek wurde im April 1997 in Regensburg gestartet und ist ein kooperativer Service von etwa 200 Bibliotheken mit dem Ziel, ihren Nutzerinnen und Nutzern einen einfachen und



Weniger Abos, dafür 12'000 Titel online. (Bild Frank Brüderli)

komfortablen Zugang zu elektronisch erscheinenden wissenschaftlichen Zeitschriften zu bieten. Im April 2002 ging die EZB mit einer deutsch- und englischsprachigen Version in den Routinebetrieb. Aufgenommen werden alle Zeitschriften, deren Artikel im Volltext im Internet zur Verfügung stehen, das sind derzeit fast 12'000 Titel. Darin

enthalten sind 1200 reine Online-Zeitschriften und knapp 3'000 Titel, die frei zugänglich im Internet verfügbar sind.

Die Titel werden kooperativ gesammelt und die Daten gemeinsam in einer zentralen Datenbank gepflegt. Die Lizenzverwaltung und Regelung der Zugriffsrechte liegt in der Eigenverantwortung jeder teilnehmenden Institution. Die Zeitschriftentitel sind zugänglich durch alphabetische Suche und Blättern in fachlichen Listen von derzeit 38 Gebieten.

Die EZB ist dem Auftrag verpflichtet, die Literatur- und Informationsversorgung im akademischen Bereich zu verbessern und an neue Anforderungen anzupassen, die durch den technischen Wandel entstehen. Die Verlinkung zu Datenbanken und Bibliothekskatalogen ist bereits realisiert, eine Open-URL-Schnittstelle für die EZB wird entwickelt. Geplant ist zumindest für einen Teil des Titelbestandes, Recherchemöglichkeiten nach elektronischen Aufsätzen anzubieten und die EZB mit Pay-per-View-Diensten zu verknüpfen.

## Elektronische Zeitschriftenbibliothek:

[www.bibliothek.uni-regensburg.de/ezeit](http://www.bibliothek.uni-regensburg.de/ezeit)



■ **Vergabungen.** Der Vorstand des ZUNIV hat an seiner Sitzung vom 26. Oktober 2002 folgende Beiträge bewilligt:

- Philosophisches Seminar: 2000 Franken an Tagungsband «Iris Murdoch»

- Institut für Politikwissenschaft: 2000 Franken an Festschrift Professor Ulrich Klöti

■ **Herbstausflug.** Rund 130 Personen haben am 26. Oktober 2002 bei strahlendem Wetter am traditionellen Herbstausflug nach Luzern teilgenommen. Am Vormittag fanden Führun-

gen durch die Sammlung Rosengart und das Picasso-Museum statt. Die im Frühjahr 2002 eröffnete Sammlung Rosengart zeigt bedeutende Gemälde und Zeichnungen von Bonnard, Cézanne, Chagall, Kandinsky und anderen. Es konnten Handzeichnungen, Original-Grafiken, Keramik und vieles mehr aus dem Spätwerk Picassos besichtigt werden. Ausserdem gewährten Fotografien von David Douglas Duncan Einblicke in das Leben Picassos. Nach dem Mittagessen im Kultur- und Kongresszentrum konnten die Gäste auf einer Führung hinter die Kulissen des Hauses blicken. Sie waren beeindruckt vom Ge-

bäude – vor allem vom Konzertsaal mit der hervorragenden Akustik –, das sich als Gesamtkunstwerk und neues Wahrzeichen von Luzern präsentiert. Zum Abschluss des Ausflugs besuchten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer die Wallfahrtskirche Hergiswald. Dr. Dieter Bitterli, Lehrbeauftragter der Universität Zürich, der ein Buch über die Wallfahrtskirche veröffentlicht hat, begleitete die Gäste kompetent auf dem Rundgang durch die Kirche.

(zuniv)

**Ingeborg Zimmermann** ist Leiterin des Bereichs Forschung an der Hauptbibliothek Universität Irchel.

**ZUNIV:** Zürcher Universitätsverein, Silvia Nett, Sekretariat [nett@zuv.unizh.ch](mailto:nett@zuv.unizh.ch) [www.zuniv.unizh.ch](http://www.zuniv.unizh.ch)

# Studium zu Ende, Kollegen ade?

**Hierzulande** ist die Alumni-Idee noch wenig verbreitet. Dabei bieten Absolventen-Organisationen eine gute Möglichkeit zu networken, wie die Alumni Wirtschaftsinformatik aus eigener Erfahrung weiss.

VON ALAIN GUT

Im Jahre 1997 wurde die Alumni Wirtschaftsinformatik Universität Zürich gegründet. Aufgrund der Initiative des Instituts für Informatik wurden alle auffindbaren Ehemaligen dieser seit 1980 angebotenen Studienrichtung im Sommer 1996 zu einem Treffen eingeladen. Dabei wurde die Bildung einer Alumni-Organisation angeregt. (Alumni kommt aus dem Lateinischen und bedeutet Zöglinge und ist heute im Amerikanischen ein Synonym für ehemalige Studenten.) Einige Ehemalige nahmen sich des Prozederes der Gründung an. Die Beweggründe waren damals vor allem, dass einem am Ende des Studiums wegen des sehr individuellen Prüfungsplans nicht bewusst war, dass man seine Studienkollegen aus den Augen verlieren würde. Auch merkt man erst nach einigen Jahren, wie wichtig es im Berufsleben ist, gute und viele Beziehungen zu haben. Ausserdem vermissen einige der Ehemaligen den Kontakt zur Universität.

## Informelles Networking

Im Laufe der vergangenen fünf Jahre und einer intensiven Auseinandersetzung mit dem Alumni-Gedanken wurde dem Vorstand, zu dem noch fünf Gründungsmitglieder gehören,

immer mehr die Wichtigkeit von Alumni-Organisationen bewusst. Ein Grund liegt sicherlich auch darin, dass bisherige Netzwerke – wie beispielsweise Kontakte aus dem Militärdienst – an Bedeutung verlieren und berufliches und informelles Networking immer wichtiger wird.

Unsere Alumni hat heute über 360 Mitglieder, das sind rund 60 Prozent aller Absolventinnen und Absolventen dieser Studienrichtung. Dieser Erfolg rührt sicherlich daher, dass regelmässig Aktivitäten angeboten werden. Das Programm ist abwechslungsreich, da sowohl fachliche als auch «social» Events Platz haben. Bei den fachlichen Anlässen stehen in der Regel gemeinsame berufliche Interessen im Vordergrund. Bei den gesellschaftlichen Anlässen binden wir unsere Partner und teilweise sogar die Kinder mit ein. Ein gutes Zusammengehörigkeitsgefühl und gemeinsamer Spass entstehen dadurch. Zudem geben wir zweimal im Jahr ein Bulletin namens «readme» heraus, haben einen eigenen Internetauftritt und sind Partnerschaften mit einigen Personalberatungsfirmen eingegangen.

Grundsätzlich muss zwischen den Alumni-Organisationen im angelsächsischen Raum und in der Schweiz unterschieden werden. Beispielsweise sind in den USA Alumni-Organisationen mit ihrer Universität sowohl organisatorisch als auch finanziell so eng verbunden, dass beide voneinander profitieren. In der Schweiz, auch an der Universität Zürich, ist dies noch nicht der Fall.

## Identifikation fördern

Warum sind nun aber Alumni-Organisationen so wichtig? Bereits im Studium müsste die Basis für ein Engagement der Stu-

dierenden gefördert werden, damit Absolventen den Kontakt zu ihrer Hochschule behalten oder sogar für sie tätig werden. Eine Voraussetzung dafür ist die Identifikation mit dieser Institution. Die Hochschulen haben jedoch fast keine identifikationsfördernde Angebote und nehmen sehr oft die Studierenden nicht als Kunden wahr. Der Grund liegt darin, dass ein staatlich finanziertes Hochschulsystem überhaupt nicht wettbewerbsorientiert funktioniert und die Professoren vor allem an ihren Forschungsarbeiten gemessen werden. Zwischen Studierenden und Professoren besteht eine grosse Anonymität, sowohl beim Studienbeginn als auch während des Studiums an den heutigen Massenhochschulen.

## Hochschulimage und Karriere

Berufserfolge von Absolventen sind sehr eng mit dem Image der Hochschulen verbunden. Darum sind Hochschulen für die spätere berufliche Karriere der Studenten mitverantwortlich. Absolventen sind dabei wichtige Kommunikationspartner, die Input und Impulse aus der Praxis zur Verbesserung des Hochschulangebots einbringen können. Nur mit ihrem Studium zufriedene Studierende sind potenziell zufriedene Absolventen und bereit, Wissen, Erfahrung und Geld ihrer Hochschule zurückzugeben.

Auch die Universität Zürich und ihre Fakultäten müssen sich deshalb vermehrt dem Alumni-Gedanken verpflichtet fühlen und sich entscheiden, wie sie mit ihren Absolventen künftig in Kontakt bleiben wollen.

Alumni-Organisationen ermöglichen somit das Eingebundensein in ein Netzwerk für berufliche und private Zwecke. Alte Freundschaften können gepflegt und neue Kontakte auf-



Rückwirkend: Zufriedene Absolventinnen und Absolventen geben ihrer Hochschule gern etwas zurück. (Bild Frank Brüderli)

gebaut werden. In der heutigen Zeit, wo vieles in Frage gestellt wird und die Flexibilität und die Mobilität jedes Einzelnen gefordert werden, ist ein starkes Networking unter ehemaligen Studenten mehr denn je notwendig.

In diesem Sinne wünschen wir uns sehr, dass sich weitere Alumni-Organisationen an der Universität Zürich bilden.

**Alumni Wirtschaftsinformatik**  
Dr. Alain Gut  
Info@alumni.ch  
www.alumni.ch

Dr. Alain Gut ist Präsident der Alumni Wirtschaftsinformatik.

# Stimmt es, dass ...

... AUCH TIERE KULTUR HABEN?

ANTWORT: BARBARA KÖNIG

Einem ausserirdischen Beobachter, der sich für menschliches Verhalten interessiert, würde schnell unsere immense kulturelle Vielfalt auffallen, wie sie etwa in der Essenzubereitung, Kleidung, Kunst, Politik oder Wissenschaft zum Ausdruck kommt. Offensichtlich ist ausgeprägte Kulturfähigkeit ein charakteristischer Bestandteil menschlichen Verhaltens, über die schon unsere Vorfahren verfügten. Archäologisch gut belegte, 2 bis 2,5 Millionen Jahre alte Steinwerkzeuge sind unumstritten ein Beleg früherer Kultur, für die Fähigkeit zur Herstellung technischer Hilfsmittel, und die Weitergabe dieser Fertigkeiten von einer Generation zur nächsten. Diese Kulturfähigkeit wird häufig als ein entscheidendes Merkmal zur Abgrenzung des Menschen gegenüber allen anderen Lebewesen herangezogen.

Bereits 1950 hat der japanische Anthropologe Kinji Imanishi diese «Grenze» in Frage gestellt und vorgeschlagen, im Tierreich nach Fällen von nicht-genetischem Tradieren von Gewohnheiten oder Fertigkeiten zu suchen. Seine Beobachtungen der Kartoffeln waschenden Makaken auf der japanischen Insel Koshima wurden kurz darauf als erstes Beispiel für einfaches Kulturverhalten berühmt.

In den letzten Jahren hat die Frage, ob Tiere Kultur haben, verstärkt das Interesse von Zoologinnen und Zoologen geweckt. Aus biologischer Sicht setzt Kulturfähigkeit soziales Lernen voraus: Individuen lernen etwas von Gruppenmitgliedern und geben diese gelernten Informationen weiter, so dass Traditionen entstehen, die zumindest über einige Generationen stabil sind. Folglich teilen die Mitglieder einer Gruppe eine bestimmte Tradition, nicht notwendigerweise aber mit Artgenossen aus anderen Gruppen.

Wissenschaftler, die seit vielen Jahren Verhaltensstudien an Schimpansen in sieben afrikanischen Lebensräumen durchführen, haben kürzlich ihre Daten zusammengetragen und nach Unterschieden im Verhaltensrepertoire der Populationen gesucht. Das Ergebnis der Studie ist verblüffend. Für 39 Verhaltensweisen gab es «kulturelle Varianten». Im Tai-Nationalpark



Illustration Romana Semadeni

(Westafrika, Côte d'Ivoire) knacken Schimpansen regelmässig Nüsse mit Hilfe von Stein- oder Holzhammer und Amboss, und deren Kinder lernen die Technik während jahrelangen Übens von den Müttern; in Gombe (Ostafrika, Tansania) wurde diese Form des Werkzeuggebrauchs nie beobachtet. Dafür verwenden die Schimpansen in beiden Gebieten Blätter, um sich zu reinigen oder um Wunden zu betupfen, was wiederum nie in Mahale (Tansania) oder in Bossou (Westafrika, Guinea) vorkam. In einigen Populationen «fischen» Schimpansen nach proteinreicher Nahrung, indem sie kurze Stöckchen in einen Ameisenhaufen halten, und

die sich daran festbeissenden Insekten einzeln abpflücken und essen. In mindestens einer anderen Population verwenden sie dagegen eine wesentlich effizientere Technik: Sie warten, bis sich viele Ameisen an einem langen Stab angesammelt haben, und befördern dann alle auf einmal mit einer wischenden Handbewegung in den Mund.

Aber nicht nur unsere nächsten Verwandten, die Menschenaffen, zeichnen sich durch solche kulturelle Weitergabe gelernter Information aus. Der Gesang männlicher Buckelwale ist ein Beispiel für akustisches Tradieren: Die Männchen lernen den traditionellen Gesang von anderen Männchen in den Brutgebieten. Wenn ein Fremder zu solch einer Gruppe stösst, kann sich dessen neuer Gesang schnell in der Population ausbreiten und das bisherige Lautrepertoire verändern oder sogar verdrängen.

Wenn wir soziales Lernen und Lehren sowie das Imitieren von Gruppenmitgliedern als Grundlage menschlicher Kultur betrachten, dann ist im Tierreich zweifelsfrei Kultur vorhanden, auch wenn dies nicht die elaborierten, teils sogar spektakulären Formen annimmt wie bei uns selber. Unser ausserirdischer Beobachter wird demnach feststellen, dass der Mensch in Bezug auf seine Kulturfähigkeit keine Exklusivität gegenüber seinen Mitlebewesen beanspruchen kann.

**Prof. Barbara König** leitet die Abteilung für Verhaltensbiologie am Zoologischen Institut der Universität Zürich. Ihr Forschungsinteresse gilt dem Anpassungswert und den Mechanismen, die soziale Kooperation bei Säugetieren stabilisieren.

## In Kürze

■ **Ungewöhnliches Stipendium.** Zu einer ungewöhnlichen Förderung von Studierenden hat sich die Tonhalle-Gesell-

schaft Zürich entschlossen. In einer Absprache zwischen dem künstlerischen Direktor Trygve Nordwall und dem Musikwissenschaftlichen Institut wurde vereinbart, in jeder Saison als besonderes Stipendium ein kos-

tenloses Abonnement für eine Studentin oder einen Studenten der Musikwissenschaft zur Verfügung zu stellen. Das Musikwissenschaftliche Institut zeigt sich hocheifrig über diese nicht allein materielle Zuwen-

dung, die in ihrer Art wohl einzigartig sein dürfte. Die ersten beiden Stipendiatinnen konnten ihre Karten für die laufende Saison bereits entgegennehmen.

Prof. Laurenz Lüttken